Nr. 48. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 27. Novemb. 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun“ Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit 25 Pfg. für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Ein Kampf der Geister.

(Chanukah-Betrachtung.)

Vor mehr als zweitausend Jahren hat ein kleiner, fast unbeachteter Stamm, der im Vasallenverhältnisse zu einer bedeutenden asiatischen Großmacht gestanden, über diese einen Sieg erfochten, der wohl groß genug gewesen, aber nicht einmal die staatliche Unabhängigkeit dieses schwachen Volkes unmittelbar zur Folge hatte. Derartige Ereignisse sind in der alten und in der neuen Geschichte zahlreich genug vermerkt, in keinem Falle aber wurde das Andenken an einen solchen Sieg Jahrtausende nachher gefeiert, als hätte das Volk später kein wichtigeres Ereignis in den Annalen seiner Geschichte zu verzeichnen. Merkwürdig genug! Kaum ein Menschenalter nach dem Siege der todesmutigen Makkabäerschar über den wahnwitzigen Antiochos war die Selbständigkeit des jüdischen Staates vernichtet; die syrische Sklaverei wurde mit der noch härteren und zäheren der Römer vertauscht. Etwas später brach über Judäa jene fürchterliche Katastrophe herein, welche seine politische Existenz für immer vernichtete. Unverdrossen feiert aber Israel nach wie vor das Andenken an die Makkabäersiege, als ob die glücklichen Folgen jener Siege dauernd geblieben wären! Der jüdische Stamm, der seit mehr als achtzehn Jahrhunderten auf jede staatliche Existenz verzichten gelernt, dankt noch immer dem Lenker der Geschicke, daß seine Vorfahren damals über die Syrerheere einen glänzenden Sieg erfochten und Israel von der ihm drohenden Gefahr erlöst worden ist!

Sinnlos wäre diese Feier in der That, wenn sie wirklich nur dem Andenken an den materiellen Sieg gewidmet wäre. Wir Juden haben keinen Grund mehr, uns über diese Siege zu freuen, da seitdem das, was die Makkabäer erkämpft, doch wieder verloren gegangen ist. Aber das Chanukahfest ist für uns die Erinnerung an den glänzenden Sieg, welchen das Judentum erfochten; daß es seine Existenz zu einer Zeit verteidigen konnte, in der es Gefahr gelaufen, einem natürlichen Selbstauflösungsprozeß zum Opfer zu fallen. Der jüdische Stamm hat seitdem als Nation mehrere blutige Niederlagen erlebt und seine nationale Existenz auch eingebüßt; aber das Judentum ist uns doch in all diesen Kämpfen erhalten geblieben. Und daß dies geschehen ist, daß das Judentum sich im Laufe der Jahrhunderte als unverwüstlich und unzerstörbar erwiesen — ist die Folge der Makkabäersiege, welche wir alljährlich, bewußt oder unbewußt, mit gehobener Stimmung feiern.

Wenn wir einen Menschen zu beurteilen haben, der einen Selbstmord ausgeübt, so darf unsere Beurteilung nie eine Verurteilung werden, sofern wir uns zu einem objektiven Standpunkt erheben können. Der Trieb, leben zu wollen, ist der natürliche, der jedem Menschen, ja jedem lebenden Wesen tief eingeprägt ist. Wenn ein Mensch diesen natürlichen Trieb verleugnet, so hat er im Grunde genommen noch ehe er diese unselige That begangen, zu leben aufgehört. Daran kann oft eine schlechte Erziehung schuld sein, eine widernatürliche, krankhafte Lebensanschauung, welche man sich auf Grund einer schlechten Lebensweise aneignet. Dasselbe ist auch mit einem Volksleben der Fall. Jeder Volksstamm, sofern er sich gesund und lebenskräftig fühlt, hat das natürliche Streben nach der Erhaltung seiner Individualität. In der Epoche, in welcher dieser natürliche Volkstrieb aufhört, ist das Volk unstreitig entweder durch die Ueberkultur oder durch andere Erscheinungen in seiner Lebensfähigkeit gehemmt. In solchen Fällen muß man annehmen, daß die führenden Volksschichten einer inneren

Demoralisation, einer geistigen Verkümmerung verfallen sind. Es liegt ein tiefer Sinn in den agadischen Worten: „Wenn Gott ein Volk verderben will, so verdirbt er zuerst seine Führer.“ Der jüdische Volksstamm war zur Zeit der Syrerkämpfe kerngesund; er war arm und der damaligen Weltkultur, der griechischen, völlig fremd. Aber gerade deshalb, weil Israel sich zu jener Zeit in einem primitiven Zustande befunden und von der griechischen Kultur unberührt blieb, besaß es eine unverwüstliche Lebenskraft. Nach materieller Selbständigkeit strebte dieses kleine schwache Volk nicht, weil es froh und glücklich war, unter dem Schutze einer milden Herrschaft zu leben, die ihm die freie Ausübung seiner religiösen Gebräuche und die ungestörte Fortbildung der jüdischen Lehre gestattete. Oft kommt mir das jüdische Volk während der Perser- und Syrerherrschaft wie ein Gärtner vor, der still und beschaulich eine Saat pflegt, die er nicht etwa aus Hoffnung auf Gewinn angelegt, sondern weil er seine innige Freude an dem herrlichen farbenprächtigen Gewächs hat. Keine Zeit war so glücklich für den innern Ausbau des Judentums geeignet, wie gerade die Perser- und Syrerherrschaft, in der die politische Bedeutung des jüdischen Volkes vollständig verloren gegangen zu sein schien. Die Zeit der Perserherrschaft, welche etwa zwei Jahrhunderte dauerte, ist äußerlich für das Judentum ohne Spuren vorübergegangen. Es ist bezeichnend, daß die talmudische Litteratur nicht einmal weiß, was sie mit diesem Zeitraum anfangen könnte, weshalb er da auf vierunddreißig Jahre zusammenschrumpft. Dafür aber war diese Epoche segensreich wie keine andere für die innere Entwickelung des Judentums. Es ist die sogenannte „sopherische“ Epoche, in welcher die Lehre Israels Gemeingut des ganzen Volkes geworden.

In demselben Zustande lebte das Volk auch während der Syrerherrschaft und würde wahrscheinlich niemals die Aufmerksamkeit des wahnwitzigen Antiochos auf sich gelenkt haben, wenn sich nicht damals eine Erscheinung gezeigt, die sich seitdem oft in der jüdischen Geschichte wiederholt hat. Reiche Juden, von der Weltkultur ein wenig beleckt, fanden um jene Zeit das Judentum nicht mehr zeitgemäß; sie konnten sich vor allem nicht mit seinem Partikularismus, mit seiner Exklusivität befreunden und strebten, das Judentum zu entnationalisieren, es in das äußerlich glänzende, innerlich aber bereits moderige Kleid der sogenannten griechischen Kultur zu kleiden, wie sie sich damals widerlich und unsittlich genug in Kleinasien gezeigt. Es war dies die griechische Kultur, von deren Blütezeit ein genialer hebräischer Dichter — Rabbi Jehuda Ha-Levi — einst so treffend gesagt: sie hatte wohl Blüten, aber keine Früchte. Wenn wir nun das Bestreben der damaligen Griechlinge in Palästina historisch betrachten, so denken wir unwillkürlich an die ähnlichen Erscheinungen in Berlin gegen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Oberflächliche und haltlose Naturen, welche ihre Bildung aus einem Duodezbändchen lyrischer Gedichte und einigen Kotzebue'schen Lustspielen geschöpft, fanden das Judentum nicht mehr auf der „Höhe der Zeitidee“ und wollten es partout „reformieren“, das heißt, es so viel als möglich verwüsten, um es den blasierten Kommis mundgerecht zu machen. Statt einer Welt von Ideen und ethischen Gedanken, welche das Judentum enthält, sollte dafür eingetauscht werden ein leeres, inhaltloses Wortgeklimper, wie man es auf einer Jahrmarktbude zu Plunderweiler vernehmen kann. Man braucht sich nur die „Reform“-helden jener Epoche etwas näher anzusehen, jene Weißbierphilister, die gegen Anfang des Jahrhunderts sich angeschickt haben, das Judentum „zeitgemäß“ zu drapieren, um einen unbesiegbaren Widerwillen gegen das ganze schale Komödiantenvolk zu empfinden. Wie kraftlos muß ein Zeitalter sein, wie bar jeder Lebenskraft, daß es sich von solchen Dutzendmenschen führen lassen kann!

Einen ähnlichen Selbstauflösungsprozeß wollten die damaligen Griechlinge in Israel herbeiführen. Das Judentum sollte aufhören, eine Weltidee zu sein, um ein nebensächliches Anhängsel des Griechentums zu werden. Jerusalem sollte nicht mehr die erste Stätte in der Kulturgeschichte der Menschheit sein, dafür aber eine unbedeutende Filiale des Dionysoskultus. Ein nettes, „stilgerechtes“ Tempelchen, ein schöner Chor, gut drapierter Gottesdienst — dies sollte dem Volke Ersatz bieten für die erhabenen Lehren des Judentums, die einen Markstein in der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Gesittung bilden! Man mutete dem jüdischen Stamme zu, er solle einen Selbstmord begehen, wofür ihm in Aussicht gestellt ward, seine Leiche werde, „herrlich“ geschmückt, eingesargt werden. Noch war das Volk lebenskräftig genug, um mit einem Rucke dies ganze Heer von faden Schwätzern von sich abzuschütteln. Dem Volke waren die demoralisierten „Führer“, welche jeden Funken von nationaler Ehre verloren hatten, ein Greuel. Das Volk konnte sich nicht zu der „Höhe“ jener Moral emporschwingen, wonach die Ideale, welche ein Stamm durch jahrhundertlange treue Pflege gewahrt, auf den Wink einer handvoll lüsterner Komödianten wie ein wertloser Plunder weggeworfen werden sollten! Die großen Massen wendeten sich mit Verachtung von diesem entmannten „Adel“ ab, der wohl die materielle Herrschaft im Namen des Syrerkönigs über das Volk ausüben durfte, aber jede innere Zugehörigkeit zu seinem Stamme verloren hatte. Ueber diese stille Verachtung, über diesen zähen, wenn auch nur passiven Widerstand ergrimmt, unternahm es der gewissenlose und sittlich verkommene Adel, das Volk zu bezwingen oder zu vernichten.

Die ganze Niedertracht der Gesinnungslosigkeit zeigte der entartete Adel in diesem Kampfe, in welchem fremde Söldner und Mordgesellen einem einfachen, schlichten Bauernvolke eine „höhere“ Kultur aufzwingen sollten! Wir haben eigentlich gar keinen Grund, dem König Antiochos zu zürnen, der nur dasjenige gethan, was um jene Zeit jeder andere Herrscher auch gethan hätte und gethan hat. Mit dem ewigen Fluch beladen hat sich jener Teil des jüdischen Volkes, der einen solchen Fanatismus der „Aufklärung“ entwickelt hat, wie ihn die Geschichte kaum aufzuweisen hat, wenn man nicht etwa die Zeit der Jakobinerherrschaft in Frankreich als eine ähnliche Epoche bezeichnen will.

Daß aber das Volk diesem glänzenden Laster siegreich widerstanden hat, daß es sich von dieser großen „Bewegung“ nicht blenden und in den Sumpf hat führen lassen — dies war der herrliche Sieg, den wir noch heute mit Stolz feiern dürfen. Stets ist das Volk leider inkliniert, dem bösen Beispiel, welches ihm ein der Demoralisation verfallener Adel giebt, zu

unterliegen. Wäre dies um jene Zeit in der Judenheit geschehen — die jüdische Geschichte hätte damals ihren Abschluß gefunden! Es grenzt in der That an Wunder, daß das jüdische Volk diese gefährliche Katastrophe überwunden hat und der Verführung nicht erlegen ist.

Wenn wir das Chanukahfest feiern, so sollen wir dies nicht ohne Selbstschau thun, ohne die Frage an uns zu richten, ob wir uns unserer ruhmbedeckten Vorfahren erinnern dürfen. Wir leben in einem Zeitalter, in dem der sittliche Inhalt des Judentums in einem Meer von Materialismus verloren zu gehen droht. Ueberall lauert „die Hündin Wollust", wie sich Nietzsche ausdrückt, das Hasten und Jagen nach sinnlichen Genüssen; die ideale Lebensanschauung, ehedem ein Gemeingut des ganzen jüdischen Stammes, wird immer seltener. Schuldig an diesem immer mehr überhand nehmendem Uebel ist das böse Beispiel, welches zumeist von den sogenannten Führern der Judenheit gegeben wird. Soll die Chanukahfeier für uns nicht eine leere, inhaltlose Form sein so muß sie in uns den Wunsch wachrufen, zu der alten Lebensweise unseres Stammes zurückzukehren. Auch wir müssen uns von einer bösen Herrschaft befreien, von der des geistigen Niederganges und der inneren Zersetzung. Dies kann in einer Epoche des Verfalls, wie das Beispiel der Makkabäer zeigt, auch eine kleine Schar erreichen. Aber dann muß diese kleine Schar unverzagt und uneingeschüchtert den Kampf aufnehmen. Das Bewußtsein, für eine gute, für eine erhabene Sache zu streiten, muß uns den Mut geben, schonungs- und rücksichtslos gegen alle Parasiten, die an dem jüdischen Stamme nagen und ihm Verderben drohen, den Kampf zu führen.

Den Trost gewährt uns unsere Geschichte: die Wahrheit hat doch endlich über Lüge und Niedertracht gesiegt. Wir feiern die Erinnerung an die Makkabäersiege als den Sieg der Wahrheit über Lug und Trug, den Sieg des Volkes über seine Verführer und Verderber. Möge diese Erinnerung dem lebenden Geschlecht zum Heile gereichen!

Dr. S. Bernfeld.

Am Weihefeste.

Der Sturm braust über öde Fluren
Und reißt vom Baum das welke Blatt,
Bald deckt der Schnee des Lebens Spuren;
Die Erde ruht vom Schaffen matt! —

So ruh' denn aus von deinem Werke
Du mütterliches, treues Land,
Und schlummre süß und sammle Stärke,
Der neuen Arbeit Unterpfand! —

Es wachet ja der Gott der Treue — —
Trotz Schnee und Eis und rauhem Ost
Erscheinet dir der Lenz aufs Neue
Und alles keimt und alles sproßt! —

O, Menschenherz, wie magst du zagen
In winterlicher Schicksalsnacht?
Es wird dir herrlich wieder tagen,
Neu strahlt dein Lenz, dein Vater wacht! —

* * *

Das Weihefest ist neu erschienen
Mit seinem freundlich milden Schein;
O, möchte doch mit frohen Mienen
Ein Jeder rufen: „Tritt herein!"

Denn wo es freundlich aufgenommen,
Da ist mit seiner Lichtlein Strahl
Die Gottesfreude hehr erglommen
Und wächst mit seiner Flammen Zahl.

Sie zeugen, daß des Herren Rechte
Die Seinen wunderbar erhält,
Daß sie im wogenden Gefechte
Zu stehn vermögen einer Welt;

Daß seit der Makkabäer Zeiten
In blut'gen Schlachten ungezählt
Der Herr zum immer neuen Streiten
Die Hände Israels gestählt! —

Daß wenn auch Millionen starben
Und Myriaden, matt und zag,
Dem Feinde wichen und — verdarben,
Der Rest die Treue niemals brach!

Wohl ist auf Judas Pfad geflossen
Viel Helden- und viel Marterblut;
Doch ist der blut'gen Saat entsprossen
Die hehre Frucht: Der Glaubensmut!

* * *

Schau, wie die Lichtlein hier erglimmen
Acht Tage in stets größrer Zahl,
Horch, wie die hellen Kinderstimmen
Erklingen laut im Festchoral!

Schau, wie der Andacht Strahl entzündet
Der Kinder Augen und Gesicht,
Da ihres Vaters Mund verkündet
Des Festes Märe fromm und schlicht! —

O, heil dem Haus, das so zum Tempel
Der Gotterinnerung geweiht,
Heil den Bewohnern, die den Stempel
Der Weihe tragen alle Zeit!

Doch weh dem weltberückten Thoren,
Der durch des Lebens-Flitterglanz
Von seinem Haupte hat verloren
Des Glaubens wunderbaren Kranz!

Wie will im Kampfe er bestehen,
Wenn es am Wasser ihm gebricht?
Wie will er dunkle Pfade gehen?
Er strauchelt ohne Glaubenslicht! —

Das Lämpchen Israel wird glühen
Trotz allem Sturm und Drang der Zeit,
Das Oel, das ihm der Herr verliehen,
Es reichet für die Ewigkeit. —

Lemgo. Rektor F. Saphra.

Auch eine Antwort.

Als wir für unsere Rundfrage die Adressen von siebenzig Männern zusammenstellten, haben wir uns gewissenhaft bemüht, aus der Zahl derer, die eine andere Richtung als wir verfolgen, keinen auszulassen, der unter den Führenden genannt worden ist. Es konnte uns nichts verschlagen, daß sich darunter Personen befanden, die blos deshalb viel genannt werden, weil sie eben überall „dabei" sein müssen, aus natürlicher Geschäftigkeit, oder auch des Geschäftes wegen, die überall berufen werden, nicht weil sie Beruf dazu hätten, sondern weil sie sich vordrängen. Wir wollten lieber die Stimme jemandes hören, der nichts zu sagen weiß, als in den Schein der Parteilichkeit geraten. Selbstverständlich glaubten wir bei unserem Versprechen, daß jeder Angefragte

zu Worte kommen solle, von der Voraussetzung ausgehen zu dürfen, es werde jeder der Verpflichtung sich bewußt sein, die eine freundliche Einladung auferlegt. Wir eröffneten einen Sprechsaal, doch eröffneten wir ihn in unserem Hause, wo wir schickliches Benehmen nicht erst ausdrücklich zu verlangen brauchen. Man konnte unsere Einladung ablehnen; wer ihr aber folgte, war verbunden, sich gesitteten Verhaltens auch dann zu befleißigen, wenn das sonst seinen Neigungen und Gewohnheiten nicht entspricht.

Dies vorausgeschickt, veröffentlichen wir die Zuschrift, mit der uns der Syndikus des Berliner Pfandbriefamtes und Vorstands-Mitglied der Berliner Reform-Gemeinde, Herr Dr. Georg Minden, beehrt. Wir geben sie unserem Versprechen gemäß wieder, da sie nichts strafbares enthält. Inwieweit ein Teil der obigen Bemerkungen auf die Person des Herrn Minden paßt, werden wir weiter unten darlegen. Doch zunächst urteile der Leser selbst. Herr Minden schreibt:

„Geehrte Redaktion! Die kleinmütige Frage, „ob das Judentum im Niedergange sei", sollte von einem Juden als eine ernsthafte an sein eigenes Gewissen nur dann gerichtet werden, wenn er im Begriff steht, sich selbst oder seine Kinder dem Judentum zu entziehen. Zur öffentlichen Diskussion hätte sie niemals gestellt werden sollen. Sie haben diese Frage leider auch an mich gerichtet und meinen Namen als den einer der 70 Befragten bereits veröffentlicht. Hierdurch sehe ich mich — um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen — wider meinen Willen gezwungen, Ihnen zu antworten. Die Antwort lautet: Nein! das Judentum ist nicht im Niedergange begriffen, obgleich seine Bekenner — wie zu allen Zeiten — unter mancherlei Bedrückungen zu leiden haben und obgleich — wie es ebenfalls zu allen Zeiten gewesen — sich manche Unwürdige unter seinen Bekennern befinden. Das Judentum wird vielmehr so lange aufsteigen, bis jene Zeit gekommen sein wird, von der es heißt:

„Gott wird König sein über den ganzen Erdball, dereinst wird Gott allein erkannt werden und sein Name allein."

Wir aber müssen stolz darauf sein, daß es uns vergönnt ist, für unsere heilige Religion zu leiden!

Diese Antwort schöpfe ich aus der Tiefe meiner religiösen Ueberzeugung. Einen mit Zahlen gestützten Beweis für dieselbe kann und will ich nicht antreten. Ich halte kein Mitglied der jetzt lebenden Generation für fähig, eine erschöpfende Erörterung von einigem wissenschaftlichen Werte über Ihre erste Frage zu geben. Denn wir haben keine Propheten unter uns und Ihre Vergleichung der von Ihnen „Interviewten" mit den 70 inspirierten Dolmetschern der Sage erscheint mir, so hoch ich einige der Befragten schätze, geradezu als frivol.

Natürlich verpflichte ich mich durch meine Antwort nicht, alles, was zur Zeit unter der Flagge des Judentums segelt, für vollkommen zu halten. Für eine Verbesserung der nach vielen Richtungen hin schlimmen und sich verschlimmernden Zustände arbeite ich fortwährend nach dem bescheidenen Maße meiner Kräfte. Und ich sehe, daß viele wackere Männer und Frauen, sowohl konservativer als reformistischer Richtung in gleicher Weise thätig sind. Insbesondere gilt es, die der Religion entfremdeten Kreise unserer Glaubensgenossen zu derselben zurückzuführen und die Wankenden zu befestigen.

Der Wege zu diesem Ziele giebt es verschiedene, aber ich halte Ihre Zeitung wegen des Tones, in dem dieselbe redigiert wird, nicht für geeignet, mich darüber eingehender auszusprechen. Auch haben Sie diese Frage nicht gestellt."

Herr Syndikus Minden hat hier mit dankenswerter Offenherzigkeit enthüllt, daß er den Gipfel seiner jüdisch-religiösen Ausbildung als Bar-Mizwah-Junge erreicht hat, denn sein Zitat aus dem Jesaias ist doch wohl dem Schatze seiner jugendlichen Erinnerungen entnommen. Er war dann freilich kaum mit der zur Beantwortung unserer Frage erforderlichen Ausrüstung versehen. Doch das macht ihm wohl nichts aus. Er hat Uebung darin, sich um Dinge zu kümmern, von denen er nichts versteht, und da, wo er keine Schule durchgemacht hat, den Leiter und Lehrer zu spielen. So kann er Fanatiker der „Assimilierung" sein, und zionistische Aufrufe unterzeichnen, und selbst davor scheut er nicht zurück, in einer Zusammenkunft jüdischer Lehrer Vorsitzender zu sein — ein rührender Zug von beinahe übertriebener Dankbarkeit, denn mit jüdischen Lehrern hat er selbst vor seiner Bar-Mizwah-Feier nicht soviel zu thun gehabt, daß es der Rede wert wäre.

Herr Minden nennt die Frage „ob das Judentum im Niedergange sei", kleinmütig und meint, sie hätte niemals zur öffentlichen Diskussion gestellt werden dürfen.

Wir gestatten uns, anderer Ansicht zu sein. Nicht die Frage ist kleinmütig, nur die Antwort kann es unter Umständen sein. Auch fehlt es thatsächlich nicht an Kleinmütigen, die sich leise aus dem Lager Israels hinwegstehlen oder die Kinder aus diesem Lager fortbringen, wobei sie sich noch groß dünken, weil sie selbst — nicht einmal den Mut des Abfalls haben. Es giebt wirklich solche Leute, Herr Minden, und Sie brauchten sich blos die Augen nicht zuzuhalten, um sie in Ihrer Nähe zu sehen. Gerade die Beantwortung der laut gestellten Frage konnte dazu angethan sein, den Kleinmut zu verscheuchen und zu zeigen, daß wir an denen, die sich von uns verlieren, nichts verloren haben. Versteckens Spielen ist unsere Art nicht, doch geben wir zu, daß andere dafür Vorliebe haben mögen, sogar in ihrem öffentlichen Auftreten, wodurch sie befähigt werden, mit wohlfeilem Enthusiasmus an allen Tischen zu sitzen.

Herr Minden nennt ferner den hypothetischen Vergleich mit der Septuaginta „geradezu frivol". Wenn sich hierin nicht heiliger Eifer für die „Dolmetscher der Sage" ausspräche, so müßten wir Herrn Minden „geradezu ungezogen" nennen. Sein heiliger Eifer für die Männer der Septuaginta wird sich aber vielleicht beruhigen, wenn wir ihm die Versicherung geben, daß uns niemals in den Sinn gekommen ist, durch eine solche Parallele seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten. Mit seiner Ausnahme haben alle Adressaten unserer Rundfrage darin das ungeschriebene „Lehawdil" — das heißt auf deutsch: sans comparaison, Herr Minden, — gelesen und deshalb gegen die Parallele nicht Verwahrung eingelegt. Sie wären unbescheiden gewesen, wenn sie es gethan hätten, gerade wie wir unhöflich gewesen wären, wenn wir es geschrieben hätten.

Herr Minden versichert, er sei, da wir seinen Namen als den eines Angefragten öffentlich genannt hätten, wider seinen

Willen zur Antwort gezwungen. Das ist höflich. Er antwortet also aus Höflichkeit. Aber er antwortet in so unhöflicher Weise, daß wir ihm, wenn wir ihn für naiv hielten, die Goetheschen Worte entgegenhalten könnten: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?“ Doch wir halten ihn nicht für naiv, vielmehr für aufrichtig und bewußt grob. Und indem Herr Minden so ungehörigen groben Ton anschlägt, hält er sich über den Ton auf, in dem — unsere Zeitung redigiert wird!

Es ist dem Herrn Syndikus einmal begegnet, daß er einen jüdischen Gelehrten zu einer Diskussion provozierte. Dieser lehnte mit der Erklärung ab, er werde die Unterhaltung des Herrn Syndikus suchen, sobald er über Pfandbriefe Auskunft haben wollte. Herr Minden darf sicher sein, daß auch wir nach der oben abgelegten Probe seines Verständnisses von jüdischen Dingen ihn für — einen Pfandbriefkenner ansehen werden.

Das soll uns nicht hindern, ihm überall zu dienen, wo wir ihm in der Oeffentlichkeit begegnen, und auf den groben Klotz einen groben Keil zu setzen.

Aus der Berliner Gemeinde.

I. Sitzung der Repräsentanten.

Ueber der Sitzung der Repräsentanten-Versammlung am 22. d. M. schwebten die Ergänzungswahlen zum Vorstande. Noch sind dieselben nicht vollzogen, denn die Kommission nimmt sich reichlich Zeit. Aber große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus, und nach manchen Vorkommnissen in der diesmaligen Sitzung zu urteilen, scheinen Dinge im Entstehen begriffen zu sein, die dem Vorstand und seiner Gefolgschaft Bringer bitterer Schmerzen sein dürften. Herr Martin Simon hat sein Amt in der Kommission niedergelegt, weil er für ein vakantes Vorsteheramt designiert ist. An seine Stelle wurde Herr Leichtentritt gewählt, der 10 Stimmen erhielt, während 7 Stimmen auf Herrn Dr. Tiktin fielen. Als diese Wahl vollzogen war, trat etwas ganz Unerwartetes ein. Herr Manheimer erhob sich nämlich und teilte der sichtlich überraschten Versammlung mit, daß auch er aus der Kommission, deren Vorsitzender er sei, ausscheiden müsse, da er sich mit der Majorität derselben nicht mehr in Uebereinstimmung befinde. Daß die Kommission, die doch in ihrer Mehrheit aus Herren der „neuen Majorität“ zusammengesetzt ist, in schon einmal geübter bescheidener Selbstverleugnung ein Mitglied aus der Minorität zu ihrem Vorsitzenden wählte, setzt uns allerdings weiter nicht in Erstaunen, aber der eben erwähnte Vorgang läßt doch tief blicken, wie Sabor einmal sagte. Nach jener Erklärung des Herrn Manheimer befand sich die Versammlung zunächst in einer gewissen Verlegenheit. Man war im Zweifel, ob man berechtigt sei, auf der Stelle die erforderliche Neuwahl vorzunehmen, und als dieser Zweifel gelöst war, da entstanden neue Schwierigkeiten, indem der Reihe nach sämtliche zur Wahl vorgeschlagenen Herren ein Mandat dankend ablehnten. Da empfand Herr Geheimrat Marcuse ein menschliches Rühren und erklärte, in die Kommission eintreten zu wollen, selbst auf die Gefahr hin, beständig in der Minorität zu bleiben. Die Versammlung ehrte diese Gesinnungstüchtigkeit, indem sie Herrn Marcuse wählte, und nun kann der Herr Geheimrat sich trösten mit dem Bewußtsein, an geschehenen Dingen nicht das Geringste mehr ändern zu können.

Die Beratung über die Vorlage, betreffend das Reglement der Armenkommission, wird vertagt. Es scheinen hier Differenzpunkte hinsichtlich der Behandlung sogenannter verschämter Armer und der Frage, ob Zentralisation oder Dezentralisation, vorzuliegen.

Wieder einmal gelangte alsdann die schon oft ventilierte Angelegenheit der schlechten akustischen Verhältnisse des Sitzungssaales zur Erörterung. Die Baukommission hat ohne besonderen Erfolg alle möglichen Versuche zur Verbesserung angestellt. Man will es jetzt mit Teppichen versuchen und werden zu diesem Zweck 2250 Mk. bewilligt.

Sodann bewilligt die Versammlung für die Errichtung eines Schulhauses der jüdischen Gemeinde zu Calcar am Niederrhein die Summe von 500 Mk. und zwar — ein vielleicht noch nicht dagewesener Fall — auf Grund einer Bitte des dortigen evangelischen Pfarrers und Lokalschul-Inspektors. In seinem diesbezüglichen Schreiben weist der Herr darauf hin, daß die jüdische Gemeinde in Calcar nicht imstande sei, aus eigenen Mitteln den Bau vorzunehmen, da sie namentlich durch die Ereignisse in Xanten schwer getroffen sei. Er rühmt dann weiter das Ausharren der Gemeinde in schwerer Zeit, ihr freies Zusammenhalten mit andersgläubigen Bürgern und ihren rechtschaffenen Lebenswandel. Das Eintreten eines evangelisch-christlichen Geistlichen für eine jüdische Gemeinde begründet der wackere Geistliche damit, daß er sich dazu für verpflichtet halte, als Repräsentant und Mund der Minorität der Evangelischen und Juden in jener sonst durchaus katholischen Gegend, zumal seine Glaubensüberzeugung ihm gebiete, alle Menschen zu lieben und ihnen zu helfen. — Unsere vollste Anerkennung und wärmsten Dank dem braven Manne, aber er wird sich darauf gefaßt machen müssen, daß nun die ganze antisemitische Meute gegen ihn losgelassen wird und Herr Stöcker den großen Kirchenbann über ihn verhängt.

Für zwei neu anzustellende Kassenboten bewilligt die Versammlung ein Gehalt von je 1500 Mk. Der Rechnungsabschluß der Waisenkommission weist einen Minderverbrauch von 3208 Mk. auf. Damit ist die Tagesordnung der öffentlichen Sitzung erledigt. Nun werden wohl das nächste Mal endlich die Vorstandswahlen an die Reihe kommen und einige der in Frage kommenden Herren werden dann wohl in der Versenkung verschwinden.

* * *

II. Das Erkenntnis des Oberverwaltungsgerichts

in dem Prozesse Löwenstein c/a. Gemeindevorstand, (cfr. „Wochen-Chronik“ in Nr. 42 d. Bl.,) wegen Gewährung des Wahlrechts, liegt uns jetzt im Wortlaut vor. Die Wichtigkeit des Falles auch für andere Gemeinden in Preußen veranlaßt uns, die Gründe, die für die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts maßgebend waren, hier wörtlich folgen zu lassen:

Das Statut für die jüdische Gemeinde zu Berlin vom 23. Mai / 31. August 1860 bestimmt:
in § 12 Absatz 1:

Das Recht zur Teilnahme an den Wahlen der Repräsentanten steht sämtlichen beitragenden männlichen, volljährigen und unbescholtenen Gemeinde-Mitgliedern zu, welche beitragspflichtig

geworden sind (§ 10), die Freiheit von der Beitragspflicht nicht in Anspruch genommen haben (§ 66), sich selbständig ernähren und mit Entrichtung des Gemeindebeitrages während der letzten drei Jahre nicht im Rückstande verblieben sind . . . .,

in § 17:

Eine Liste der stimmfähigen Gemeinde-Mitglieder wird von dem Gemeinde-Vorstand geführt

und in § 10:

Behufs der alle drei Jahre stattfindenden Wahl der Repräsentanten und deren Stellvertreter wird diese Liste vom 15. August bis zum 15. September in der Gemeindestube während der Dienststunden zur Einsicht für Jedermann ausgelegt und daß dies geschehen, durch die im § 20 bezeichneteu Blätter bekannt gemacht. Während dieser Zeit kann jedes Mitglied der Gemeinde gegen die Richtigkeit der Liste beim Vorstande Einwendungen erheben, über welche die Repräsentanten-Versammlung mit Zustimmung des Vorstandes bis zum 15. Oktober entscheidet . . . .

Der Apotheker Julius Löwenstein war, obgleich Mitglied der jüdischen Gemeinde, in die Zwecks der im Jahre 1895 vorzunehmenden Repräsentanten-Wahl offen gelegte Liste der stimmfähigen Gemeinde-Mitglieder nicht aufgenommen und mit dem gegen die Richtigkeit der Liste erhobenen Einspruch durch Beschluß vom 25. September 1895 ohne nähere Begründung, aber, wie demnächst im Streitverfahren erläutert, um deswillen zurückgewiesen worden, weil er innerhalb des dreijährigen Zeitraums seinen Beitrag trotz wiederholter Vorlegung der Quittung erst gezahlt habe, nachdem die Vollstreckungsbehörde um Vollstreckung ersucht worden war, somit nach § 12 des Statuts seines Wahlrechts verlustig geworden sei. Auf die hiergegen erhobene Klage hat jedoch der Bezirksausschuß zu Berlin mittelst des — seinem ganzen Inhalte nach hiermit inbezug genommenen — Urteils vom 6. Dezember 1895 den Einspruch für begründet erachtet. Der dagegen vom Beklagten noch eingelegten Berufung mußte der Erfolg gleichfalls versagt bleiben.

In thatsächlicher Beziehung weichen zwar die Angaben der Parteien einigermaßen von einander ab, indem beklagterseits behauplet wird, es sei der Steuerzettel für das Quartal Oktober bis Dezember 1893 in Höhe von vier Mark zum ersten Mal am 11. Dezember 1893 der Ehefrau des Klägers und zum zweiten Mal zugleich mit dem Steuerzettel für das Quartal Januar bis März 1894 zusammen in Höhe von acht Mark am 11. April 1894 dessen Dienstmädchen vorgelegt und dieser Betrag, nachdem eine dem Kläger im Januar 1895 zugegangene schriftliche Zahlungsaufforderung unberücksichtigt geblieben, erst auf Aufforderung des königl. Polizeipräsidiums im Juni 1895 an die Königliche Polizeihauptkasse gezahlt worden, während der Kläger einen Mahnzettel nicht erhalten, auch von einer wiederholten Vorlegung der Steuerquittungen nichts wissen will, übrigens nicht leugnet, einmal acht Mark nicht pünklich und erst auf Aufforderung des königl. Polizeipräsidiums bezahlt zu haben. Indes bedarf es nach dieser Richtung keiner näheren Aufklärung, da andererseits unbestritten feststeht, daß vom Kläger sämtliche in dem dreijährigen Zeitraume fällig gewordenen Gemeindebeiträge entrichtet waren, noch bevor zur Offenlegung der Wählerliste geschritten wurde. Unter dieser Voraussetzung trifft den Kläger aber nicht der Vorwurf, „mit Entrichtung des Gemeindebeitrages während der letzten drei Jahre im Rückstande verblieben“ zu sein. Denn diesen — aus dem § 41 des Gesetzes über die Verhältnisse der Juden vom 23. Juli 1847 in den § 12 des Statuts übernommenen — Worten kommt keineswegs die Bedeutung einer „zur Sicherung der ordnungsmäßigen Entrichtung der Gemeindebeiträge“ getroffenen Vorschrift zu, die, wie der Beklagte will, schon dann Anwendung zu finden hätte, wenn ein Gemeindemitglied im Laufe der letzten drei Jahre trotz wiederholter Mahnung seinen Beitrag nicht gezahlt, so daß um dessen Einziehung die Vollstreckungsbehörde hat ersucht werden müssen. Einer solchen Auslegung steht schon der Wortlaut entgegen; denn von einem im Rückstande Verbliebensein oder — um den Ausdruck des Gesetzes zu gebrauchen — Gebliebensein kann dann nicht mehr die Rede sein, wenn im entscheidenden Zeitpunkt — nach definitivem Abschluß der Wählerliste — ein Rückstand aus den letzten drei Jahren überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Jene Auslegung beruht aber auch auf einer Verkennung des inneren Grundes, des wirklichen Zweckes jener Bestimmung. Eine „ordnungsmäßige Entrichtung der Gemeindebeiträge“ ist schon durch die Vorschrift, daß solche im Verwaltungswege eingezogen werden können — § 58 des Gesetzes, § 69 des Statuts —, gewährleistet. Der hier interessierenden, einem ganz anderen Gebiete angehörenden Satzung aber liegt, wie den ähnlichen Bestimmungen der Verfassungsgesetze politischer Gemeinden (vergl. beispielsweise § 5 Abs. 2 Nr. 3 der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen der preußischen Monarchie vom 30. Mai 1853), der Gedanke zugrunde, daß an den Rechten der Korporation nur Teil nehmen soll, wer auch deren Lasten mit tragen hilft. Dem entsprechend soll von dem Wahlrecht ausgeschlossen sein, wer nach seinen Vermögensverhältnissen zur Leistung eines Gemeindebeitrages überhaupt außerstande ist (§ 66 Abs. 2 des Statuts in der Fassung des Nachtrages vom 12. April / 20. September 1893) und wer, wenn an sich leistungsfähig, der ihm obliegenden Beitragspflicht sich thatsächlich entzieht. Dieser Thatbestand wird nach Gesetz und Statut bei den, aber auch nur bei den Gemeinde-Mitgliedern für gegeben erachtet, die nach Ablauf des der Wahl voraufgegangenen Trienniums sich mit Entrichtung eines innerhalb dieses Zeitraumes fällig gewordenen Beitrages noch im Rückstande befinden. Wer also zur Zeit der Offenlegung der Wählerliste der Gemeinde gegenüber überhaupt nicht mehr im Rückstande ist, ihr nichts mehr schuldet, die in den letzten drei Jahren ausgeschriebenen Gemeindeabgaben bereits vollständig entrichtet hat, der ist, mag auch die eine oder die andere Zahlung nicht rechtzeitig, sondern erst auf wiederholte Mahnung, ja erst infolge der Androhung oder gar Anwendung von Zwangsmitteln erfolgt sein, seines Wahlrechts nicht verlustig geworden.

Ein anderes findet sich auch nicht ausgesprochen in der — in der Berufungsschrift wiederum betonten — Verfügung der Minister des Innern und der geistlichen pp. Angelegenheiten vom 24. Dezember 1847 (Ministerialblatt der inneren Verwaltung von 1848 Seite 4), welcher der Beklagte die Eigenschaft einer „authentischen Interpretation“ zuschreiben zu dürfen vermeinte, obgleich eine solche nur vom Gesetzgeber selbst würde haben ausgehen können. Denn wenn es in dem in einem Spezialfalle ergangenen Erlasse nach Erörterung der im Vordergrund stehenden Frage schließlich noch heißt:

Uebrigens wird der kgl. Regierung für die künftige Anwendung des § 41 bemerklich gemacht, daß, wenn die Juden, welche während der dem Wahltermine vorangegangenen drei Jahre mit ihren Abgaben im Rückstande geblieben sind und somit ihre Verpflichtungen nicht ordnungsmäßig erfüllt haben, von der Wahl ausgeschlossen bleiben sollen, diese gesetzliche Bedingung keineswegs durch Berichtigung der aufgelaufenen Rückstände vor dem Wahltermine nachträglich erfüllt werden kann,

so hat damit offenbar nur zum Ausdruck gebracht werden sollen, Gemeindemitglieder, denen wegen nicht ordnungsmäßiger Erfüllung ihrer Abgabepflicht das Wahlrecht — von der zuständigen Instanz — einmal abgesprochen ist, dieses Recht durch nachträgliche Zahlung der rückständigen Beiträge nicht wieder erwerben können. Uebrigens hat ja der Erlaß, indem er von einer nachträglichen Berichtigung aufgelaufener Rückstände vor dem Wahltermine redet, nur Beiträge im Auge, die zur Zeit der Wahl noch rückständig, nicht aber solche, die im Laufe der drei letzten Jahre vor der Wahl einmal rückständig gewesen, inzwischen aber entrichtet worden sind.

Was aber die — vom Beklagten weiter inbezug genommene — Entstehungsgeschichte betrifft, so ist der § 41 des Gesetzes vom 23. Juli 1847 allerdings der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 16. Februar 1841, betreffend die Erfordernisse zur Wahlfähigkeit für die Versammlungen der Repräsentanten der jüdischen Korporationen im Großherzogtum Posen (Gesetzsammlung Seite 52) nachgebildet. Durch diese Kabinetsordre wurde der § 4 der vorläufigen Verordnung wegen des Judenwesens im Großherzogtum Posen vom 1. Juni 1833 (Gesetzsammlung Seite 66) dahin abgeändert,

daß in den jüdischen Korporationen der gedachten Provinz fernerhin nur diejenigen volljährigen und unbescholtenen Personen stimm- und wahlfähig sein sollen, welche entweder naturalisiert sind und die Beiträge zu den Korporationsbedürfnissen ohne Rückstand abtragen, oder insofern sie zu den nicht naturalisierten, jedoch mit Zertifikat versehenen Juden gehören (§ 21 der Verordnung), in den letzten, einer Wahl der Repräsentanten und Verwaltungsbeamten (§ 5 ebendaselbst) vorausgegangenen drei Jahren zu Korporationsbedürfnissen wirklich angezogen worden und während dieses Zeitraums ihre Beiträge ohne Rückstand abgetragen haben.

Die Kabinetsordre enthält also nur oder führt nur ein das bereits oben berührte Prinzip, daß, von den sonstigen Erfordernissen abgesehen, das Korporationsmitglied, um stimm- und wahlfähig zu sein, überhaupt zu den Korporationsbedürfnissen beitragen muß und mit seinen Beiträgen während des vorgeschriebenen Zeit-

raums nicht im Rückstand verblieben sein darf. Wer zur Zeit der Wahl an Korporationsbeiträgen überhaupt nichts mehr schuldig war, der mußte auch nach der Kabinetsordre vom 16. Februar 1841 zur Wahl zugelassen werden, mochte er auch im Laufe der drei ihr vorangegangenen Jahre einen oder den anderen Fälligkeitstermin übersehen und versäumt haben. Und dem entspricht denn auch das Ergebnis der weiteren legislatorischen Verhandlungen. Nach dem dem ersten vereinigten Landtag vorgelegten Entwurf einer Verordnung, die Verhältnisse der Juden betreffend, sollte der § 8 — jetzt 41 — lauten:

> Sämtliche männliche, volljährige, unbescholtene Mitglieder der Judenschaft, welche entweder ein Grundstück besitzen, oder ein Gewerbe selbständig betreiben, oder sich sonst ohne fremde Unterstützung selbständig ernähren und mit Entrichtung der Abgaben für die Judenschaft während der letzten drei Jahre nicht im Rückstand geblieben sind, wählen die Repräsentanten und diese den Vorstand der Judenschaft auf sechs Jahre. Die Wahl ist überall zugleich auf eine entsprechende Zahl von Stellvertretern zu richten.

Dazu hatte die Abteilung der Kurie der drei Stände, welcher die Allerhöchste Proposition zur Vorberatung überwiesen worden war, das Gutachten abgegeben und solches demnächst der Kurie als Vorschlag unterbreitet:

> Bei der Ausübung des Wahlrechts dürfte es wohl, wie in anderen Fällen, nur darauf ankommen, daß das Mitglied männlichen Geschlechtes, volljährig, unbescholten, selbständig sei und seine Verpflichtungen gegen die Gemeinde bis dahin erfüllt habe. Auf Grundbesitz und Gewerbebetrieb hinzuweisen, erscheint müßig, da weder das eine, noch das andere die Ausübung des Wahlrechts bedingen soll; weshalb bei dem Juden, seiner Gemeinde gegenüber, darauf gesehen werden soll, ob er fremde Unterstützung genieße oder nicht, war der Abteilung noch weniger einleuchtend. Sie stimmte deshalb für die Weglassung der Worte: „entweder ein Grundstück besitzen oder ein Gewerbe selbständig betrieben, oder sonst ohne fremde Unterstützung", so daß der Paragraph also lauten würde:
>
> Sämtliche männliche, volljährige, unbescholtene Mitglieder der Synagogengemeinde, welche sich selbständig ernähren usw.

Die Kurie der drei Stände des vereinigten Landtages hat — in ihrer Sitzung vom 15. Juni 1847 — diesen Vorschlag unverändert angenommen, damit auch ihrerseits der Ansicht der Abteilung beitretend, daß als mit Entrichtung der Abgaben während der letzten drei Jahre vor der Wahl im Rückstande geblieben nur die Mitglieder anzusehen seien, welche ihre Verpflichtungen gegen die Gemeinde erfüllt haben, des Wahlrechts teilhaftig sein sollen. (Der erste vereinigte Landtag in Berlin 1847, IV. Teil, Verhandlungen nach den stenographischen Berichten Seit. 1710, 1809.) Die Herren-Kurie hatte schon in ihrer Sitzung vom 14. Juni 1847 dem § 8 in der Fassung des Entwurfs ihre Zustimmung erteilt (Seite 2031 a. a. O.). Hiernach bedarf es kaum noch eines Eingehens auf die Ausführung, daß als rückständige Beiträge diejenigen anzusehen seien, deren Einziehung nicht in Gemäßheit des § 68 des Statuts, angeblich lautend:

> Die Beiträge werden vierteljährlich pränumerando erhoben (richtiger nach dem Nachtrag vom $\frac{\text{12. April}}{\text{20. September}}$ 1893), die Beiträge werden in Raten, welche durch den Gemeindevorstand zu bestimmen sind, im Voraus erhoben);

bewirkt worden sei, sondern in der Form des § 69 des Inhalts:

> Nachdem die Heberolle von der Aufsichtsbehörde für vollstreckbar erklärt worden, werden die rückständigen Beiträge auf Antrag des Gemeinde-Vorstandes im Verwaltungswege eingezogen,

erfolgen müsse. Mag der § 69 immerhin die nicht gemäß § 68 zur Hebung gelangenden Beiträge als „rückständige" bezeichnen, maßgebend ist lediglich der § 12 des Statuts; nach diesem aber bleibt, wie gezeigt, den Gemeindemitgliedern, die zur Zeit der Wahl mit keinem Beitrag mehr im Rückstande sind, das Wahlrecht unverkürzt erhalten.

Nach alledem war die angefochtene Entscheidung in der Hauptsache zu bestätigen, der Kostenpunkt aber gemäß §§ 103, 107[1] des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1883, wie geschehen, zu regeln.

Im Spiegel der Vergangenheit.

Wenn die Weisen sagen, daß die Erlebnisse der Stammväter ein warnendes und belehrendes Vorzeichen für ihre Nachkommen seien, so wagt kein Geschichtskundiger an der Wahrheit dieses Ausspruches zu zweifeln, und das Nachdenken während der Vorlesung aus der heiligen Schrift in den letzten Wochen hat mich aufs neue von der Unerschütterlichkeit dieser Sentenz überzeugt. Aber noch andere Gedanken kommen mitunter, welche mich zum Teil mit Schrecken erfüllten, weil sie mich belehrten, wie — „verjudet" der moderne Antisemitismus ist, der seine Vorbilder auch aus der Bibel hervorgeholt zu haben scheint.

Der Neid und die Scheelsucht der Herren Philister haben dem Stammvater Abraham sehr viel zu schaffen gemacht, sodaß sie ihm, dem Allzugutmütigen, schließlich Klagen und Seufzer erpreßten, denen er Seiner Allerheidnischften Majestät Abimelech gegenüber mit den Worten Ausdruck verlieh, daß dessen Knechte ihm seine unbeweglichen Güter selbst gestohlen hätten, von denen ihnen wahrscheinlich voraufgegangenen Mobilien ganz zu schweigen.

Nicht besser ging es seinem Sohne Isaak, denn kaum hat der Herr seiner Hände Arbeit reichlich gesegnet, wurde er von den antisemitischen Philistern beneidet, welche ihm die Erwerbszweige, die er sich eröffnete, verstopften. Als er unverdrossen neue Verkehrswege suchte und fand, erging es ihm nicht besser als früher, und die Philister, durch die bisher genossene Immunität dreister gemacht, begnügten sich darauf nicht mehr, ihn durch unlautern Wettbewerb zu schädigen, sondern sie behaupteten ganz unverfroren לנו המים „Sein Besitztum gehört überhaupt uns." Er ist ein Fremder unter uns, erlaubt sich, andere Sitten zu haben und sparsam zu sein; anstatt an den Tagen der R u h e ins Wirtshaus zu gehen, das Geld rollen zu lassen und diesen Ruhetag mit einer angemessenen Keilerei abzuschließen, hält er das Seinige hübsch zusammen, häuft er ein Vermögen an, was wir nicht dulden dürfen, wir die autochthone jeunesse dorée, drum: Isaak heraus! Und hätte ihn der König, der weniger Gottesfurcht als Furcht vor Gott hatte, nicht auf Befehl dieses Gottes in seinen speziellen Schutz genommen, dann wäre es dem Isaak schlimm ergangen. Il y des juges à Berseba hieß es dazumal, und nicht nur auf dem Papiere, sondern auch thatsächlich gab es dazumal eine Gleichberechtigung, über die man sich nicht ganz hinwegzusetzen wagte, und der von der modernen Kultur noch nicht beleckte Abimelech mußte mit süß-saurer Miene die beschworene Verfassung aufs neue beschwören. O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit . . . . .!

Und nun gar erst der verflossene Wochenabschnitt mit seinem 34. Kapitel, ein reiner antisemitischer Katechismus, den wir dem souveränen edlen Freiherrn von und zu C h a m m o r - S ch' ch e m verdanken. Eine köstliche Figur, dieser Chamor — ohne Anzüglichkeit —, ein ritterlicher Herr, der wohl auch keinem Duell aus dem Wege gegangen wäre, denn wie die Erzählung uns lehrt, stellte er seinen Mann und es kam ihm zur Erreichung seines Zieles auf etwas Blutvergießen nicht an, namentlich wenn es sich um eine Dame handelte; cherchez la femme, heißt es ja bei den meisten ritterlichen

Affairen. Jakob verfolgte ruhig seinen Weg und that niemandem etwas zu Leide; er muß wohl auch so ein Stück Mittelalter hinter sich gehabt haben, das ihn zur Vorsicht mahnte, wenn er sich auch nicht die „Butter vom Brote" nehmen ließ. Aber es gab damals schon edle und unedle Rowdies, welche Ruhe und Harmlosigkeit für Feigheit ansahen, denen beim Anblick solcher Mitbürger der Mut wuchs und die glaubten, ihnen gegenüber sich alles herausnehmen zu dürfen. In der richtigen Voraussetzung, daß Jakob kein Freund von Mischehen war, entführte der junge Ritter die junge Maid, die augenscheinlich eine sehr gute Partie war, mit deren Geld das Wappen sich neu vergolden ließ, und zwang sie zu — hm — einer Zivilehe. Dinah war nicht ganz von Mitschuld frei zu sprechen; warum sucht auch eine Tochter Jakobs mit Gewalt in Gesellschaften sich zu mengen, wohin sie nach Sitte und Erziehung nicht gehört und wo man sie nicht gern sieht? Aber ein reiches jüdisches Mädchen wird schließlich geduldet, und wenn sie einem jungen adligen Offizier in die Augen sticht und dieser eine etwas zu weit gehende Flirtation mit ihr eingeht, so bleibt in der Regel dem Vater nichts anderes übrig, als einen Skandal zu vermeiden, den Beutel zu ziehen und den Segen zu geben!

Jakob war aus anderem Holze, er fühlte sich durch die Aufmerksamkeit des jungen Herrn nicht weiter beehrt, sondern vielmehr durch die Verletzung der einfachen keuschen Sitte des Hauses Israel aufs tötlichste beleidigt. Da er und seine Kinder gegen die Uebermacht nichts ausrichten konnten, so mußte er ohnmächtig seinen Schmerz hinunterschlucken. Nicht so zwei seiner Söhne. Man mag über die ganze Affaire denken, wie man will, das muß ihnen aber zugegeben werden, daß sie der großen Uebermacht gegenüber auf geordnetem Wege nicht zu ihrem Recht gelangen konnten. Sie befanden sich in der Notwehr, da geht's mitunter nicht kommentmäßig zu, und die von ihnen angewandte List steht auf keinem tieferen Niveau, als dasjenige, auf welchem modern gebildete Totstecher mit ihrer Herrenmoral sich befinden.

Gewiß wollte der junge Verführer sich entschuldigen und seine That wieder gut machen, aber in seiner Weise. Von dieser mögen die Söhne Jakobs Wind bekommen haben, was sie zu ihrer grausamen That trieb. Wie gesagt, verteidigen kann niemand die Handlungsweise der beiden Söhne Jakobs, und der alte Vater konnte ihnen noch auf dem Totenbette das ihm dadurch zugefügte Herzleid nicht vergessen, aber es läßt sich ohne Sentimentalität nicht behaupten, daß die gebotene Genugthuung eine ehrliche war. Den beleidigten Angehörigen gegenüber setzten sie zwar eine Biedermannsmiene auf, als aber die Herren mit ihrem Troſt „unter sich" waren, deckten sie ungeniert ihre Karten auf. Dem Jakob sagte der väterliche Freiwerber: „Mein Sohn liebt Deine Tochter, gieb sie ihm zur Frau, und Ihr sollt gleiches Recht mit uns genießen, ihr dürft frei Handel treiben und Euch niederlassen, an welchem Orte ihr wollt. Ihr dürft Eigentum erwerben und niemand wird Euch Eure menschlichen Rechte beeinträchtigen dürfen." So zu Jakob. Wie aber sprach er zu den Leuten der Stadt? Zunächst erkannte er an, daß die Familie Jakob sozusagen auch Menschen seien, ja sogar höchst anständige Menschen: „Diese Männer sind friedlich mit uns" (I, 34, 21) — sagen die Antisemiten aller Zeiten auch, wenn sie unter sich sind — und verlangte für sie Gewerbefreiheit. Die Leute mögen aber wegen der starken Gegenforderung etwas schwerhörig gewesen sein, darum mußte der edle Herr schon etwas deutlicher werden und sich auf Teilung der Beute einlassen: „Ihre Herden und ihr Eigentum und ihr Vieh — wird nicht alles unser sein?" (I. 34, 29). Fürchtet die Konkurrenz dieser Fremdlinge nicht, denn „im Grunde genommen, gehört doch alles, was sie besitzen und erwerben . . . uns" und wir sichern es nur, indem wir sie unseren Zwecken dienstbar machen. Glaubt man da nicht eine Hetzrede unseres heutigen Chammor-Ahlwardt zu hören?

Nehmen wir alles in allem, so war für zwei heißblütige junge Leute Zündstoff genug zu unbesonnenen verhängnisvollen Streichen vorhanden. Wenigstens haben keine niedrigen materiellen Absichten sie geleitet, denn nicht allein, daß dort offenbar nicht viel zu holen war — bei einem geordneten Besitzstande hätten sie wohl nicht nötig gehabt, Antisemiten zu werden — sondern selbst was sie vorgefunden hatten, mußten sie auf Befehl Jakobs wegschaffen, um wenigstens dem Verdacht, aus Habsucht gehandelt zu haben, zu entgehen. Die Antis von Haman bis auf die Neuzeit können sich solcher Uneigennützigkeit nicht rühmen, wenn sie immerfort rufen: . . . Thut nichts, der Jude wird doch verbrannt. Und gerade diese Niedrigkeit ihrer Beweggründe läßt sie zu einander kein Vertrauen fassen, denn sie kennen einander zu genau, und es bleibt immer eine schöne Lehre: — wie der alte Chammor, so auch die modernen Chammorim, nur mit dem Unterschiede, daß diese einander bei gelegener Zeit selbst abschlachten und wir unsere Finger reinhalten können.

Dr. Singer-Coblenz.

Feuilleton.

Aus Palästinas Lehrhallen.

Vom Licent. Prof. Dr. August Wünsche, Dresden.

(Schluß.)

Der zeitlichen Entwicklung nach gliedert man die Agada am einfachsten in drei Perioden. Die erste Periode ist die des Aufblühens, die mit den Tannaiten oder Mischnalehrern beginnt und mit Jochanan, dem Sohne des Schmiedes, einem Schüler Jehudas I., ihren Höhepunkt erreicht. Sie umfaßt die Agadisten der ersten und zweiten Generation. Jochanan lehrte anfangs in seiner Heimat Sephoris, später aber schlug er infolge von Meinungsverschiedenheiten mit Chanina seinen Lehrstuhl in Tiberias auf, wo er eine große Schülerzahl um sich versammelte. Die zweite Periode ist die der höchsten Blüte, die in Jizchak und Levi ihre hervorragendsten Vertreter hat. Zu ihr gehören die Agadisten der dritten Generation. In dieser Periode zeichnet sich die Agada nicht nur durch Reichtum und Mannigfaltigkeit, sondern auch durch Schöpferkraft und Originalität aus. Auf diese Periode folgt im 4. Jahrhundert die Zeit des Abblühens oder das Epigonentum, wo die Produktion allmählich erlahmt. Es sind zwar immer noch viele Geister, an die sich eine Menge sinniger Aussprüche knüpft, im ganzen aber zeigt sich schon das Bestreben, das

Ueberlieferte zu wiederholen, festzuhalten und zu fixieren. Es beginnt die Zeit des Sammelns und Niederschreibens des lawinenartig angeschwollenen Traditionsstoffes. Im 5. Jahrhundert nach Abschluß des jerusalemischen Talmud wird kein palästinensischer Agadist mehr mit Namen genannt, obgleich gerade die Abfassung der Hauptwerke der alten Midraschlitteratur, die fast durchgängig agadischer Natur sind, diesem Jahrhundert angehört und auch in den nächsten fünf Jahrhunderten noch viele kleinere und größere Midraschwerke geschrieben werden. Das eigentliche Vaterland der Agada sind die Hochschulen Palästinas, weniger die Babylons. Während in der Entwickelung des Gesetzstudiums die babylonischen Amoräer den Fortschritt bezeichnen, stellen die palästinensischen Amoräer das Epigonentum dar; in Bezug auf die Agada findet gerade das Umgekehrte statt. Da zeigt sich bei den palästinensischen Amoräern die größte Produktionskraft, die babylonische Agada bildet nur eine Episode in der Entwickelung der Agada.

In den Zeiten, wo die geistigen Güter des jüdischen Volkes Gefahr liefen, im Kampfe der platonischen, neuplatonischen und neupersischen Ideen unterzugehen, war die Agada zugleich eine mächtige Waffe, die Angriffe zurückzuschlagen und den jüdischen Institutionen Halt und Festigkeit zu verleihen. Doch das Fremde reizte, und so kam es, daß auch die Agada erotische Lehren in sich aufnahm und zu verbreiten suchte. Selbstredend geriet sie dadurch in einen gewissen Mißkredit bei den streng orthodoxen Gesetzeslehrern und die ergingen sich in Verwünschungen sowohl über die Urheber wie über die Hörer anstößiger Ansichten.

Die ersten Ansätze der Agada haben wir schon in den sogenannten Targumim. Es sind dies Uebersetzungen der biblischen Gesetzbücher und einzelner Hagiographen in die damalige westaramäische Landessprache. Im Targum des Onkelos beispielsweise erscheint das Schriftwort nur als Uebersetzung ohne merkliche Zusätze; wogegen wir in dem sogenannten Targum des Jonathan schon dasselbe in paraphrasierender Weise mit Zusätzen, Ergänzungen und Bezugnahme der Gegenwart vor uns haben.

Die gesamte in den beiden Talmuden, der Tosefta, der umfänglichen Midraschlitteratur enthaltene Agada gesammelt und nach gewissen Gesichtspunkten gruppiert zu haben, ist das Verdienst des Professor Dr. Wilhelm Bacher, eines der fleißigsten und gediegensten Arbeiter der Gegenwart auf dem Gebiete der hebräischen Sprachwissenschaft und Bibelexegese. In zwei umfangreichen Bänden behandelt er zuerst die Agada der Tannaiten, von denen der erste (1884) die Zeit von Hillel bis Akiba (30 vor bis 135 nach), der zweite (1890) die Zeit von Akiba's Tod bis zum Abschluß der Mischna (135 bis 220 nach) darstellt. Schon im Jahre 1878 hatte er in einem Bande die Agada der babylonischen Amoräer in den Lehrhäusern zu Nehardea, Pumveditha, Sura, Machuza, Schakanzib, Schilhe und Kafri behandelt. Im Jahre 1892 erschien sodann der erste Band, die Agada der palästinensischen Amoräer, die Zeit vom Abschluß der Mischna bis zum Tode Jochanans (220 bis 279) darstellend. Jetzt liegt uns der zweite stattliche Band von 544 Seiten in Großoktav vor, der die Zeit vom Ende des dritten bis Anfang des vierten Jahrhunderts umfaßt und die Schüler des Jochanan vorführt. Es ist das die Zeit, in welcher das geistige Leben des Judentums in Palästina den Kulminationspunkt erreichte, wo die Koryphäen der Halacha, die gefeiertesten Gesetzeslehrer blühten. Obwohl wir bereits eine ziemliche Anzahl von Sammlungen besitzen, die uns die Agada der beiden Talmude und des Midrasch in Sentenzen, Fabeln, Parabeln, Apologien und Erzählungen vorführen, so erhalten wir doch dadurch nur ein ganz unvollständiges und unzureichendes Bild von derselben. Wir erfahren viel weniger, als was uns beispielsweise eine Anthologie oder ein Dichteralbum von der deutschen Litteratur bietet.

Ganz anders bei Bacher. Der Verfasser verbreitet sich zunächst in einem Abschnitt jedesmal über das Leben des betreffenden Amoräers, indem er seine Wirksamkeit, seine Beziehungen zu seinen Lehrern und Schülern schildert; dann folgen die agadischen Aussprüche, die wieder nach bestimmten Kategorien gegliedert sind, so daß immer Zusammengehöriges und Verwandtes neben einander zu stehen kommt. Die Persönlichkeiten treten uns auf diese Weise gewissermaßen im Rahmen von geschlossenen Lebensbildern in scharfen, hervorstechenden Zügen vor Augen, sie stehen vor uns in ihrer Weltanschauung, in ihrem gesamten Denken, Fühlen und Wollen. Trefflich wird das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern in klares Licht gesetzt. War doch die schulmäßige Ausbildung eines Gelehrten bei den Juden eine ganz andere als heutzutage. Während gegenwärtig die Studierenden auf unseren Hochschulen durch verschiedene Lehrer Anregungen empfangen, jedoch nur wenigen das Glück zuteil wird, in ein näheres freundschaftliches Verhältnis mit einem zu treten, ihn jederzeit befragen zu dürfen und sich bei ihm Rats zu holen, hatte bei den Juden ein junger Mann, der sich der Schriftgelehrsamkeit widmen wollte, in der Regel nur einen Lehrer, mit dem er in innigem und vertraulichem Verkehr stand. Der Schüler beobachtete seinen Meister überall, im Versammlungs- und Lehrhause, auf der Reise, auf Spaziergängen, in seinen Handlungen, in seinem Benehmen gegen andere Menschen, in seinem Rechtsentscheiden. Zu jeder Zeit durfte er sich an ihn wenden, ihn befragen und ihn um Aufschluß über nicht verstandene oder seinen Geist bewegende Dinge bitten. Die Schüler wurden dadurch zu freien, charaktertüchtigen Persönlichkeiten herangebildet. Obgleich sie die größte Hochachtung und Ehrerbietung vor ihrem Lehrer hatten, so artete dieselbe doch keineswegs in sklavische Gesinnung und Liebedienerei aus. Der Lehrer wiedrum hatte die große Freude, mit seinem Wissen und Können in seinen Schülern fortzuleben, sozusagen in jedem aufs neue sich zu verkörpern. Es sind zwar nur wenige Autorennamen, die in dem zweiten Bande zur Darstellung gelangt sind, aber es sind gewaltige Geister, hervorragende Vertreter der jüdischen Schriftgelehrsamkeit, an die sich eine Fülle agadischen Stoffes von seltener Mannigfaltigkeit knüpft. Vor allem sind es zwei Männer, Jizchak und Levi, deren Aussprüche fast den halben Band füllen.

Doch Bachers Verdienst besteht nicht nur darin, die Agada der palästinensischen Amoräer gesammelt, gruppiert und uns dadurch eine Ueberſicht und Einsicht in die verschiedenen Materien verschafft zu haben, es reicht viel weiter. Unter dem

Text begegnen uns in ausführlichen Noten die feinsten sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, Textverbesserungen, Erklärungen schwieriger, aus fremden Sprachen stammender Lehnwörter, litterarische Nachweise von Parallelen, archäologische Bemerkungen und dergleichen mehr. Dazu kommt, daß die einzelnen Aussprüche mit dem Kontext in Zusammenhang gebracht sind. Wir haben nicht Aphorismen vor uns, von denen man nicht weiß, wie sie entstanden sind, sondern sie sind in ihren bestimmten Gedankenkreis gestellt und stehen in bibelexegetischer Begründung. Zwar treten die einzelnen Aussprüche und Gedanken nicht immer ganz wörtlich auf, was in vielen Fällen ohne Glossen gar nicht möglich ist, aber sie sind auch nicht schönrednerisch aufgeputzt oder gar in apologetischem Sinne verwendet. Gerade diese Unparteilichkeit giebt dem Werke Bachers einen ganz besonderen Vorzug, der auch von anderen Beurteilern rühmlichst hervorgehoben worden ist. Die stilistischen Eigentümlichkeiten des Originals gehen trotz der freieren Uebersetzung des Originals nicht verloren. Kurz gesagt, wir besitzen in Bachers Arbeit ein Werk, das ebenso den Exegeten und Bibelforscher wie für den Historiker, Archäologen und Kulturhistoriker Wert und Bedeutung hat. Noch liegt das Werk nicht abgeschlossen vor, ein dritter Band ist in Aussicht gestellt, welcher sich mit dem Abblühen der Agada in Palästina zu befassen und die Zeit von Mitte des vierten bis Ende des fünften Jahrhunderts zu umspannen haben wird. Wenn auch diese Zeit hinsichtlich der Fruchtbarkeit und Ursprünglichkeit der historischen Entwickelung der Agada in Palästina hinter der zweiten Periode zurücksteht, so hat sie doch noch viele bedeutende Persönlichkeiten aufzuweisen, die auf Selbständigkeit des Denkens Anspruch erheben dürfen. Möchte dieser abschließende Band nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.
(Fortsetzung.) Nachdruck untersagt.

Wer es wußte, sah in den Augen vielleicht die bittere Angst und die Verzweiflung und die Herzensqual vergangener Tage; vielleicht sah er die Flammen in ihrem Hintergrunde aufleuchten, die das Liebste, was sie besessen, vor ihrem Blick verzehrt hatten, daß es in Asche zusammenfiel, die über die einsamen Augen wehte, und die er mit den Thränen fortgewischt von der Wimper, und stark und mutig und erbarmungsvoll blieben, wie zuvor.

Er war ein großer und gerechter und weiser Mann unter seinem Volk, Thubal ben Abia, und er trug die Kleidung der Kinder Israels und befolgte die Vorschriften der Aeltesten in der Synagoge; und wenn er hinausging in die Christenstadt, legte er um seinen Arm den gelben Ring, das Knechtschaftszeichen seines Geschlechts, mit dem es, wie die Schelle des Aussätzigen, seit Jahrhunderten seine Nähe ankündigen mußte, die Nähe der schlimmeren, unheilbaren, großen Geisteskrankheit der Gesunden; — aber in seinem Herzen war Thubal ben Abia größer, denn darin trug er die Freiheit des Gedankens und die Fähigkeit, sich zu opfern für sein Volk und für die Welt, die es zurückstieß, wie ein Hund.

Er hörte ernst die Erzählung, welche Sybille im Beginn befangen hervorbrachte; bald indes gaben seine schönen, prüfenden Augen ihr Mut, und sie berichtete alles geordneter bis zu Ende. Tamar hatte den Arm um ihren Nacken geschlungen und drückte sie liebevoll an sich bei der getreuen Darstellung; die alte Lea schluchzte und lachte abwechselnd zu den eingeschalteten Fragen des Arztes, dessen Miene zufriedener wurde und mit freundlichem Wohlwollen auf dem mutigen Bürgerkinde ruhte, je weiter sie sprach. Er lächelte sogar, als sie von den beiden Aerzten erzählte, aus deren Händen der Tod den Jüngling befreit, als der eine mörderisch die blutgierige Lanzette über ihm schwang. Es war ein mitleidsvolles Lächeln, das der menschlichen Schwäche und Einsichtslosigkeit vergab, doch es trübte sich mehr und mehr unter einem Gedanken, der in ihm aufstieg und den edlen Ausdruck seines Gesichtes mit plötzlicher Bitterkeit übergoß, daß er die Worte, die jener ihm auf die Zunge gab, halblaut vor sich hinsprach.

„Keinem darf man zur Ader lassen, wenn man ihn nicht töten will," murmelte er, „nur den Priestern der Christen —"

Er brach, als ob er sich selbst einen Vorwurf mache, ab, als sein gramverdüsterter Blick die unschuldigen Augen Sybilles traf. „Fahrt fort, Jungfrau," sagte er noch freundlicher als zuvor, und sie erzählte weiter. Doch nun unterbrach Lea sie wieder mit lautem Ruf:

„Der Segen des Herrn und mein Segen sei mit dem Fremden, der sich meines Kindes erbarmt," rief sie, „wie er mit Dir sein möge, Christin, Dein Lebelang —"

Alle wandten plötzlich den Kopf; ein Geräusch ertönte hinter ihnen, und wie sie zurückblickten, sahen sie den alten Kaleb, der sich in seinem Bette aufgerichtet und ausdrucksvoll die Augen auf sie heftete. Der Irrsinn war aus seinem Blick gewichen und ein schwärmerischer Frieden lag über seinem ruhigen Gesicht.

„Wer hat sich erbarmt über meinen Sohn Hellem?" fragte er mit klangreicher, feierlicher Stimme. „Er soll gesegnet sein mit seinen Kindern und mit seinem Hause, so lange sie leben auf der Erde, und mein Segen soll abwaschen jeden Fluch, der ihn trifft, und hätte er getötet seinen Vater, oder seine Mutter, oder seinen Bruder, oder das Weib seines Bruders —"

Der Alte sank von der Anstrengung erschöpft, ohne die Formel zu vollenden, zurück; die andern traten auf Thubals Wink leise hinzu und betrachteten ihn.

„Laßt ihn schlafen," sagte der Arzt mit gedämpfter Stimme, „und wenn er aufwacht, wird er gesund werden, wenn Lea ihm sagt, daß sein Brudersohn Hellem außer Gefahr ist und bald zu ihm heimkommen wird. Denn auch er wird leben, wenn alles sich so verhält, wie die Christenjungfrau berichtet. Wer jetzt noch den ersten Anfall der Pest überstanden, bevor ihre Wut zum Ausbruch gekommen, über dem hält der allmächtige Gott die Hand, daß sein Gericht ihn verschont, und die Zukunft ist sein, denn die Krankheit wird ihn nicht wieder befallen, wenn sie ihn verlassen. Ich gehe jetzt zu dem Sohne Isaschars und werde Sorge tragen für ihn. Trinkt nicht Wasser aus den Brunnen in der Stadt, sondern laßt schöpfen Eure Krüge aus dem Rhein und laßt nicht das Feuer erlöschen im Hause und werft Chamomillen hinein, daß sie die Luft rein halten und —"

Seine Stirn verdüsterte sich plötzlich unter einem schattenhaft sein Gesicht überhastenden Gedanken, er wollte etwas hinzusetzen, aber er drängte es mit einem deutenden Blick auf die Christin zurück. Dann nahmen seine Züge ihren gewöhnlichen Ausdruck wieder an und er fügte ernst bei:

„Und es wäre wohlgethan, wenn Ihr Euch rüstet, daß Ihr eine Reise machen könntet, sobald die Kranken die Kraft besitzen, mit Euch zu gehen. Ich weiß nicht, ob ich Euch in kurzem werde wiedersehen, aber es wird sehr gut für Euch sein, wenn Ihr so schnell als möglich flieht vor der Luft in dieser Stadt. Sagt es von mir dem Sohn Samais, wenn er aufwacht, und sagt ihm, Thubal hätte es gesprochen, der vor fünfundzwanzig Jahren allein gekommen aus Mainz, als die schwarzen Blattern waren droben am Rhein.“

Er ergriff seine pelzverbrämte Mütze und seinen Stab.

„Ich gehe mit Euch ins Spital, Thubal, um nach meinem Bruder zu sehen,“ sagte Tamar, seinen Arm fassend; „ich darf ihn nicht liegen lassen unter der Pflege von bezahlter Hand.“

Sie schickte sich an zu gehen, doch der Arzt hielt sie gebieterisch zurück.

„Du wirst bleiben in Deines Vaters Hause, Tochter Leas,“ sagte er entschlossen, „und ich werde Dir den Sohn Isaschars schaffen hierher, sobald als es möglich sein wird. Aber Du wirst nicht gehen, ihn zu suchen, denn es kann in der Stadt eine Krankheit sein, schlimmer als die Pest, die Dich träfe; sondern Du wirst mit Deiner Mutter Lea gehen in das Nebenzimmer und die seidene Schnur fortziehen von dem Gemälde, das der Sohn Samais Euch anzurühren verboten; aber ich heiße Euch, daß Eure Augen es ansehen sollen, weil es an der Zeit ist.“

Er nickte den zurückbleibenden Frauen bedeutungsvoll mit dem Kopf zu und ging.

Tamar suchte Sybille, die gleichfalls aufbrach, zu halten; die beiden Mädchen hatten abseits heimlich mit einander geflüstert, sich umarmt und geküßt.

„Du bist müde, ruhe aus und erquicke Dich bei uns,“ sagte Tamar, als jene Anstalt traf, den Arzt zu begleiten.

„Mein Vater wartet und ist in Sorge,“ entgegnete Sybille. „Leb wohl, Tamar, meine schöne Schwester, lebt wohl, Mutter Lea.“

Sie reichte der Alten die Hand, die sich mit Thränen in den Augen niederbückte und Sybilles Finger an die Lippen preßte. „Leb wohl, Christin,“ schluchzte sie, „es wird Dir gut ergehen, denn Dein Herz hat sich erbarmt über die Ausgestoßenen und ich habe Dich gesegnet Dein Lebelang.“

Verwirrt zog das Mädchen die thränenbenetzte Hand zurück, und Tamar fiel ihr um den Hals.

„Sag' auch meinen Dank dem guten Waldhofer, wenn Du ihn wiedersiehst,“ flüsterte sie, Sybille anblickend. „Er hat wie ein Bruder gehandelt an meinem Bruder, — nicht wahr, Du zürnst nicht mehr, daß ich ihn so heiße?“

Sybille schloß die schöne Jüdin an sich. „Ich habe ihn lieb gehabt von Kindheit auf wie einen Bruder und nun wird er es, denn Du bist meine Schwester,“ antwortete sie mit leisem Jubel.

Tamar lächelte bezaubernd. „Wann werde ich Dich wiedersehen, Schwester?“ fragte sie; „es ist weit von der Judengasse bis zu Deines Vaters Wohnung.“

Ein ängstlicher Zug flog bei den letzten Worten über Sybilles Gesicht, den Tamar nicht bemerkte. Nur Thubal, der scheinbar achtlos neben den plaudernden Mädchen stand, sah ihn und horchte mit unbewegtem Gesicht aufmerksam auf die Antwort Sybilles.

„Nein, nein!“ entgegnete das Mädchen hastig, „ich komme zu Dir, ich komme hierher. Es ist zu weit bis zu uns, und Du würdest bei uns das nicht finden, woran Du gewöhnt bist —“

Ein trübes Lächeln flog unwillkürlich über Thubals ernste Züge.

„Ich meine, nicht den Reichtum und das Wohlleben Deines Vaters,“ fügte sie unruhig ergänzend hinzu, „wir sind nicht reich, es ist einfach bei uns und ärmlich —“

„So komme zu mir und mache mich reich durch Deine Liebe, süße Christin,“ unterbrach Tamar ihre Verlegenheit mit zauberischer Anmut. Thubal machte eine ungeduldige Bewegung, fortzugehen; doch an seinem Zögern war zu merken, daß ihm daran gelegen schien, das Haus mit Sybille zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Hier und dort.

* **Berlin,** 25. November. (Die Vorstandswahl in Berlin) ist in beteiligten Kreisen umsomehr Gegenstand des Tagesgesprächs, als die Verhandlungen der Kommission in tiefes Dunkel gehüllt sind. Was unversehens durchsickert, ist nicht gerade erfreulich. Die Vertreter der Minorität stellen sich auf den Standpunkt des Non possumus, und von der Majorität wird behauptet, sie werde auch „anders können“, sie werde der Minorität zwei Mandate einräumen, um „den Frieden zu wahren“. Es verlautet sogar, daß ein in der Repräsentantenwahl unterlegener Geh. Sanitätsrat neben Herrn Jacoby gewählt werden soll. Gewiß, dieses Gerücht ist absurd; allein daß dieses Gerücht hat entstehen und Gläubige finden können, daß man der Majorität nachzusagen wagt, sie werde einen Mann wählen, den ihre Wähler haben fallen lassen, daran sind nicht die Wähler, sondern die Gewählten, daran ist besonders der Friedensfanatismus schuld, der die Majorität in unserem Repräsentantenkollegium zu nullifizieren scheint.

* **Berlin,** 24. November. (Sedlatzek,) der polnische Urgermane stand am Sonnabend wieder einmal vor Gericht in Sachen der „Fleischbesudelung“, und zwar vor der Berufungsinstanz, der 8. Strafkammer, und wurde abermals freigesprochen. Der Gerichtshof war der Ansicht, daß der Angeklagte in dem zum Ueberdruß bekannten Zeitungsartikel zwar einige Fälle verallgemeinert und anschließend hieran zu einer Art Boykott der jüdischen Schlächter aufgefordert habe; es habe aber bei einem freisprechenden Erkenntnis bleiben müssen, weil eine „Beunruhigung des Publikums“ durch die von dem Angeklagten mitgeteilten Fälle nicht hervorgerufen werden könne.

* **Berlin,** 25. November. (Rabbiner und Sozialisten.) Herr Dr. Maybaum hat auf eine erneute Einladung der

Sozialdemokraten, an einer ihrer Versammlungen teilzunehmen und einen Vortrag über „Christliche Mucker und jüdische Heuchler" anzuhören, geantwortet. Der „Vorwärts" druckt den Brief des Dr. Maybaum ab, der wie folgt sein Ausbleiben entschuldigte: „Sehr geehrter Herr! Ich beehre mich, Ihnen auf Ihre wiederholte freundliche Einladung, für die ich Ihnen bestens danke, schon heute zu antworten, daß ich in der von Ihnen auf den 19. einberufenen Volksversammlung nicht erscheinen werde. Was soll ich in einer Volksversammlung, in der über die Frage des Austritts aus der evangelischen Landeskirche verhandelt wird? Ich habe weder den Beruf, die Landeskirche zu verteidigen, noch das Recht, gegen sie feindlich aufzutreten. Ich stehe auf dem festen Grunde der jüdischen Religion, und mir ist daher die Frage des Bekenntnisses nicht von solcher Wichtigkeit, wie die Bethätigung wahrer Menschenliebe, von der allein wie das irdische Glück so die ewige Seligkeit abhängig ist. Was soll ich also in der Versammlung? Bekennen Sie sich zur evangelischen oder katholischen Religion, oder seien Sie meinetwegen Dissident: Wenn Sie nur Ihren Nebenmenschen lieben und diese Liebe nicht blos im Munde führen, sondern tagtäglich durch Ihre Lebensführung beweisen, so sollen Sie mir lieb und wert wie meine Glaubensgenossen, wie meine Brüder sein. Empfangen Sie ec."

* **Berlin**, 25. November. (Iskraut und kein Ende.) Die Nachricht des „Evangelischen Gemeindeboten", das Konsistorium habe den gegen die Wahl des Pastors Iskraut zum dritten Prediger an der Sophienkirche eingereichten Protesten Folge gegeben, bestätigt sich nach antisemitischen Blättern nicht. Die Angelegenheit soll noch gar nicht an das Konsistorium gelangt sein, liegt vielmehr gegenwärtig dem Synodalvorstande zur Entscheidung darüber vor, ob die Proteste für begründet zu erachten oder zu verwerfen seien. — Habeant sibi!

* **Berlin**, 25. November. (Ein Kollektenschwindler), ein etwa achtzehnjähriger Mensch, der sich als Schüler des jüdischen Lehrerseminars in der Großen Hamburger Straße bezeichnet, besucht zur Zeit im Norden und Zentrum Berlins Familien, deren Kinder in die jüdische Gemeindeschule gehen. Der junge Mann giebt an, für arme jüdische Kinder zu sammeln und legt als Beweis dafür eine von Rektor Dr. Holzmann unterzeichnete Liste vor. Der Name des Rektors ist aber gefälscht. Der junge Mann ist kein Seminarist und zum Sammeln nicht beauftragt.

* **Berlin**, 25. November. (Verbrüdert) haben sich die hier bestehenden zwei antisemitischen Parteien, der „Deutsche Antisemitenbund" und der „Deutschsoziale Reformverein", nachdem sie sich als Einzelvereine aufgelöst, unter der Firma „Wahlverein Berlin der deutschsozialen Reformpartei". Vorsitzender ist ein Herr Christopher geworden.

t. **Memel**, 22. November. (Vereinswesen.) Am 15. d. M. hatte die hiesige Chewra Gemiluth Chassadim ihre ordentliche Generalversammlung. Der zahlreiche Besuch gab Zeugnis von dem regen Interesse, dessen sich der Verein erfreut. Er blickt nunmehr auf eine zweijährige, segensreiche Thätigkeit zurück. Seiner Aufgabe getreu, hilfsbedürftigen Mitgliedern der hiesigen jüdischen Gemeinde unverzinsliche Darlehen (bis 50 resp. 100 M.) in ihrer Notlage, vorzugsweise jedoch zur Begründung, Fortführung und Erweiterung irgend eines redlichen Erwerbszweiges zu gewähren, war es ihm möglich, manchen Glaubensgenossen von augenblicklichen Sorgen um den Unterhalt zu befreien. Das zur Zeit etwa 3300 M. betragende Vereinsvermögen reichte bei weitem nicht aus, um den an den Verein gestellten Forderungen zu genügen. Die Mitgliederzahl beträgt etwa 200, darunter mehrere Mitglieder in Afrika und Amerika. Hervorgehoben zu werden verdient besonders der sittliche Kern der ganzen Sache. Mancher verschämte Notleidende, mancher Arme, der sonst auf die Wohlthätigkeit seiner Mitmenschen angewiesen wäre, findet Gelegenheit, durch seine eigene Kraft wieder etwas zu erstreben. — Seit einem halben Jahre besteht am hiesigen Orte ein Verein für jüdische Geschichte und Litteratur. Derselbe hatte am 17. d. M. seinen ersten Vortragsabend. Rabbiner Dr. Rülf sprach über Zweck und Aufgabe des Vereins. Der mit allseitigem Beifall aufgenommene Vortrag wird demnächst im Druck erscheinen.

✤ **Königsberg i. Pr.**, 23. November. (Die Trauer um Dr. Bamberger.) Mit der großen Trauerfeier, die unsere Gemeinde ihrem verstorbenen Rabbiner bei Gelegenheit seiner Bestattung bereitete, hatte sich das Verlangen weiterer Kreise, ihrem Schmerz um den Heimgegangenen Ausdruck zu geben, nicht erschöpft. Der Fäden, die Dr. Bamberger mit seiner Gemeindeverbanden, sind zu viele, als daß sie in einer einzigen allgemeinen Trauerklage alle voll berührt werden konnten. Besonders aber war es das persönliche Moment, die Beziehungen zu den einzelnen Mitgliedern, Vereinen und sonstigen Verbindungen, die in jenem großen Rahmen keine ausreichende und sich selbst genügende Würdigung gefunden hatten. Was die Beteiligten dort notwendigerweise vermissen mußten, das suchten sie nun durch besondere Trauer-Veranstaltungen in ihren Kreisen nachzuholen. Zunächst waren es die Mitglieder der sogenannten polnischen Synagoge, die in einem „Hesped" auch ihrerseits bekunden wollten, wie viel Teilnahme, Liebe und Förderung sie dem Verblichenen zu danken haben. Die nächste, größere Gedächtnisfeier veranstaltete am 8. d. M. der Verein für jüdische Geschichte und Litteratur. Diese war in der außerordentlich günstigen Lage, zwei Redner, beide Vorstandsmitglieder des Vereins, für diese Gelegenheit zur Verfügung zu haben, von denen jeder in seiner Weise berufen war, die Lebensarbeit Bambergers in ihren bedeutsamsten Zweigen schildern und würdigen zu können. Der erste, Herr Prof. Louis Salschütz, der Vorsitzende des Vereins und Sohn des Bamberger im Amte vorangegangenen bekannten Königsberger Predigers Prof. Joseph Lewin Salschütz, beleuchtete vornehmlich die religiösen Bestrebungen Dr. Bambergers innerhalb der hiesigen Gemeinde, und der zweite Redner des Abends war einer der intelligentesten Vertreter der hier ansässigen russischen Juden, Herr Bankdirektor M. Grodsenski, zugleich der nächste und getreuste Helfer Bambergers bei seiner Thätigkeit für die verfolgten russischen Juden. Die letztere, wie überhaupt Bambergers eigenartiges Verhältnis zu unseren russischen Glaubensgenossen zu schildern, und dem unermeßlichen Dankgefühle derselben für den Verstorbenen Ausdruck zu geben, war die Aufgabe, der seine Worte galten. So gestaltete sich die Gedächtnisfeier des „Vereins für jüdische Geschichte und Litteratur" zu einer zwiefachen Ovation für den uns und Israel gar zu früh entrissenen Dr. Isaak Bamberger.

S. **Elbing**, 23. November. (Der Bericht über den Vortrag des Rabbiner Dr. Silberstein) in der vorigen Nummer dieses Blattes hat den Inhalt der Rede zu Ungunsten des Gegenstandes wiedergegeben. Der Inhalt des Vortrages bewegte sich vielmehr in folgendem Gedankengang: Gabirols Ruhm als Dichter erstrahlt durch alle Jahrhunderte. Charisi (Anfang des 13. Jahrhunderts), ein ästhetischer Kritiker, sagt: „Gabirols Dichterwürze ist unvergleichbar, er blieb unerreichbar.“ Seine ethischen Schriften wurden mehrfach aus dem Arabischen ins Hebräische übersetzt. In seinem philosophischen Werke „Quelle des Lebens“, das nur einmal aus dem Arabischen ins Hebräische und ins Lateinische übersetzt wurde, ist nur der Gottesbegriff identisch mit dem des Judentums. Der Dichter religiöser Hymnen, frommer Fabeln und nationaler Gesänge abstrahiert in seinem philosophischen Werke von allem Biblischen und Theologischen. Deshalb vielleicht ist sein philosophisches Werk weniger bekannt gewesen; Frömmelei wurde stets verachtet (Halte Dich fern von den Gefärbten, sagte ein alter jüdischer Lehrer), überschwenglich verherrlicht zu werden verlangte das Judentum nie. — Wissenschaftlich interessant ist, daß die „Quelle des Lebens“ von dem Archidiakonus Gondisalvi 1150 ins Lateinische übersetzt, der Name des Verfassers in Avenzebrol oder Avenzebron verwandelt und von den mittelalterlichen Philosophen bis ins 14. Jahrhundert sehr fleißig benutzt, aber als großer christlicher Philosoph, an der Schwelle der Scholastik stehend, gehalten wurde, bis 1846 der Pariser Gelehrte Munk und später Dr. Seyerlen (Ulm) aus lateinischen und hebräischen Fragmenten in Avicebrons „fons vitae“ Gabirols Quelle des Lebens erkannte.

Z. **Aus der Provinz Posen**, 23. November. In Samter ist die Einführung der am 22. v. M. gewählten sechs Repräsentanten und zweier Stellvertreter vor einigen Tagen inhibiert worden, und zwar infolge eines gegen die Wahl erhobenen Protestes. — Das definitive Ergebnis der letzten Volkszählung am 2. Dezember v. J. ist für die jüdische Bevölkerung der Stadt Posen folgendes: Unter den 73 239 Einwohnern sind 5 810 Juden.

⊙ **Tilsit**, 23. November. (Zu viel Publizität.) Der große Leserkreis, welchen dieses Blatt in unserer Stadt hat, macht es ihm zur Pflicht, den Vorgängen innerhalb unserer Gemeinde einige Aufmerksamkeit zu widmen. Gestatten Sie mir darum heute eine Frage zur Sprache zu bringen, die hier immer akuter wird und vielleicht auch für manche andere Mittelgemeinde von Belang ist. Seit einiger Zeit vergeht fast keine Woche, in welcher nicht im Inseratenteil der hiesigen Lokalzeitungen über Juden und Judentum etwas zu lesen wäre. Bald ist es irgend ein Gottesdienst, bald irgend eine Vereinssitzung, die angezeigt wird, so daß ein Witzling in unserer Gemeinde den nicht ganz unzutreffenden Scherz gemacht hat, man werde hier wohl auch bald inserieren, wann die Mikwa geheizt wird. Bedenkt man die relative Kleinheit unserer Stadt und unsrer Gemeinde, so bekommt das Ganze einen Stich ins Lächerliche. Was Großstädten und Großgemeinden ziemt, das ziemt noch lange nicht einer Mittelstadt und Mittelgemeinde, denn was durch Mitteilung von Mund zu Mund oder höchstens durch Zirkulation einer Liste bekannt gegeben werden kann, das ist im Inseratenteil eines Lokalblattes überflüssig. Ich zähle nicht zu denen, die sich mit ihrem Judentum verstecken, halte aber in unserer Zeit ein Spreizen und Prangen in den öffentlichen Blättern für störend, ja sogar für schädlich. Es genügt, wenn in den Gemeinden für die Erhaltung des Judentums etwas geschieht, es muß aber nicht jede Lappalie mit Applomb ausposaunt werden.

[] **Breslau**, 24. November. (Jüdische Schülerinnen.) In diesem Winterhalbjahr werden die städtischen höheren und mittleren Mädchenschulen in folgender Weise von Schülern verschiedener Konfessionen besucht: Augustaschule von 471 Schülerinnen (152 evang., 13 römisch-kath. und 306 jüdisch); Viktoriaschule von 184 (134 evang., 7 römisch-kath. und 43 jüdisch); ev. Mädchen-Mittelschule I von 326 (311 evang., 2 altkath. und 13 jüdisch); ev. Mädchen-Mittelschule II von 330 (224 evang., 28 römisch-kath., 2 altkath. und 76 jüdisch); ev. Mädchen-Mittelschule III von 299 (257 evang., 19 römisch-kath., 2 altkath. und 19 jüdisch); die katholische Mädchen-Mittelschule von 195 (27 evang., 139 römisch-kath. und 29 jüdisch.)

Br. **Beuthen O.-S.**, 23. November. (Lehrerkonferenz.) Die Jahresversammlung des Vereins israelitischer Lehrer Oberschlesiens ist am 26. v. Mts. in Königshütte abgehalten und um 11½ Uhr vormittags durch den Kollegen Walter-Königshütte eröffnet worden. Nachdem er die Erschienenen begrüßt, weist er auf das umfassende Arbeitsgebiet des Vereins hin und schließt seine Rede mit einem Hoch auf Se. Maj. den Kaiser, in das die Versammlung begeistert einstimmt. Nach Absingung der Nationalhymne erfolgt die Bildung des Bureaus. In dasselbe werden die Kollegen Bernhard-Tarnowitz (Vereins-Präses), Rosenbaum I.-Beuthen und Böhm-Königshütte gewählt; als Schriftführer fungieren Böhm-Königshütte und Brann-Beuthen. Nach Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten begrüßt Herr Rabbiner Dr. Goldschmidt-Königshütte im Namen seiner Gemeinde die Versammlung, mit dem Wunsche schließend, daß die Verhandlung zum Segen von Haus, Schule und Gemeinde gereichen möge. Die Präsenzliste ergiebt die Anwesenheit von 26 Mitgliedern.*) In Erledigung der Tagesordnung werden folgende Beschlüsse gefaßt: 1. Vorort für die in den Weihnachtsferien abzuhaltende Generalversammlung ist Tarnowitz; 2. die Art und Weise der Veröffentlichung des Berichts über diese Versammlung und dessen Abgabe an jüdische Zeitungen bleibt dem Ausschuß überlassen. 3. An den Vorsitzenden des D.-J. G.-B. in Berlin ein Begrüßungstelegramm zu senden. 4. Eine Kommission zu ernennen, welcher die Ausarbeitung eines Vereinsstatuts übertragen werden soll. 5. Die vom Kollegen L. Katz-Rybnik herausgegebene

---

*) Es waren anwesend: Abraham-Königshütte, Abraham-Leobschütz, Bernhard-Tarnowitz, Max Böhm-Königshütte, Brann-Beuthen O.-S., Eisenberg-Beuthen O.-S., Freuthal-Beuthen O.-S., Friedmann-Kattowitz, Grünwald-Sohrau O.-S., Jacobsohn-Gleiwitz, L. Katz-Rybnik, Krolik-Cosel, Lewin (Lehrer a. D.) Tarnowitz, Malachowski-Zabrze, Niebyl-Myslowitz, Plaut-Laurahütte, Rosenbaum I. Hauptlehrer Beuthen O.-S., S. Rosenbaum-Beuthen O.-S., Sander (a. D.) Zabrze, Semmel-Laurahütte, M. Schwarz-Beuthen O.-S., Salomon-Gleiwitz, Simon-Antonienhütte, Walter-Hauptlehrer, Königshütte, Weißmann-Antonienhütte. Als Gast: Rabbiner Dr. Goldschmidt-Königshütte.

hebr. Fibel zur Einführung in israelit. Schulen umsomehr zu empfehlen, als sie nach den von der Versammlung s. Z. gebilligten methodischen Grundsätzen verfaßt und der Reinertrag aus dem Verkauf dem Oberschlesischen Waisenhause in Rybnik zufließe. 6. Die Jugendschrift von Flanter-Berlin, deren Tendenz vollen Beifall findet, in allen israelit. Schulen in 1—2 Exemplaren zur Einführung zu bringen. 7. Bei Verteilung des vom D.-J. G.-B. zu den Kosten der Versammlung bewilligten Betrages nur diejenigen Teilnehmer zu berücksichtigen, welche zur Erreichung des Versammlungsortes eine größere Reise zu machen hatten. 8. An den D.-J. G.-B. das Ersuchen zu richten, ein Preisausschreiben über die Frage zu erlassen: „Was und in wiefern hat die jüdische Schule seit Beginn dieses Jahrhunderts zur Hebung deutscher Kultur unter den Juden beigetragen?“ Der letzte Beschluß, welchem ein Antrag des Kollegen Brann-Beuthen zugrunde lag und in namentlicher Abstimmung zur Annahme gelangte, war das Resultat einer längeren Diskussion, welche sich an den hochinteressanten und sehr beifällig aufgenommenen Vortrag des Kollegen Katz-Rybnik über das Thema anschloß: „Die Kultur-Entwicklung der deutschen Juden durch die jüdische Schule,“ der hier in Kürze skizziert werden möge. Der Vortragende warf einen Rückblick auf die Schulverhältnisse bei den deutschen Juden vor der Zeit Moses Mendelssohns. Als kulturfeindliche Momente bezeichnete er den unter den Juden vielfach verbreiteten Glauben, es könnte die Pflege der Wissenschaften die Grundvesten der jüdischen Religion gefährden unter Hinweis auf den Schriftvers: „woabdil es'chem mikol hoamim“, und endlich die Einwanderung des polnisch-jüdischen Elements zur Zeit der grausigen Verfolgung der Juden Polens unter Chelmnitzky. Die polnischen Juden hätten sich nicht nur nicht assimiliert, sie bestärkten vielmehr ihre deutschen Glaubensbrüder in dem Festhalten an dem *ausschließlichen* Studium des Talmuds — Kenntnis der Bibel im Urtext war streng verpönt — so sehr, daß derjenige, der wirklich einmal kühn einen Schritt vorwärts wagte, sich mit Philosophie, Mathemathik, den Kultursprachen beschäftigte oder gar Hochdeutsch sprach, als Abtrünniger mit Verachtung gestraft wurde. Dieser Zustand änderte sich blitzartig, als der jüdische Pestalozzi — Moses Mendelssohn — seine deutsche Uebersetzung des Pentateuchs unter die deutschen Juden brachte. Mit ihr löste sich der Bann. Die deutschen Juden lernten durch sie deutsch sprechen, denken und empfinden. Auch brach ein kaum begreifliches Interesse für deutschen Unterricht und deutsche Erziehung an. Nach und nach wurden die Schulen nach den Grundsätzen der allgemeinen Pädagogik gestaltet. Bereits im Jahre 1809 erlangte die jüdische Schule die erste Hilfe der deutschen Regierung. Da kam der Stein ins Rollen. Durch weitere unaufhörliche Gründungen deutscher jüdischer Schulen in Stadt und Land wurden die Juden in die deutsche bezw. europäische Kultur eingeführt und infolge des Ausbaues des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens stehen sie nach zwei bis drei Dezennien bereits inmitten desselben. Nach beendeter Debatte hielt Kollege Abraham-Königshütte mit Kindern der Oberstufe eine Lehrprobe über Moses Montefiore; die Versammlung folgte mit sichtbarem Interesse der in jeder Beziehung mustergiltigen und von großem Lehrgeschick des Herrn Abraham zeugenden Lehrprobe, an die sich eine Debatte nicht anschloß. Kollege Bernhard-Tarnowitz hielt über die Verhandlung des Delegiertentages in Berlin, als dessen Mitglied er einberufen war, einen recht eingehenden Bericht; er teilt in weiterem die in jener Versammlung zustande gekommenen §§ 4 und 8 des ursprünglichen Entwurfs und die Namen der Mitglieder des Bureaus mit, in welches auch der Herr Referent, unser um das jüd. Lehrervereinswesen hochverdienter Präses, gewählt war. Nach Schluß seines hochinteressanten Berichts, dem wegen der vorgerückten Zeit eine Debatte sich nicht anschließen konnte, wird nach einigen an Herrn Bernhard gerichteten Dankesworten für die gewissenhafte Wahrnehmung unserer Interessen die Versammluug, welche mit je einer Unterbrechung zur Einnahme des Mittagsmahles und zu Verrichtung des Mincha-Gebetes bis 7½ Uhr abends währte, geschlossen.

‡ **Kattowitz**, 23. November. (Eine Petition. — Chewra kadischa.) Der beschlossene Synagogenbau in unserer Gemeinde hat eine Petition an die Regierung in Oppeln gezeitigt, die hier um Unterschriften wirbt und die Vereitelung des Synagogenbaues zum Ziele hat. Die Regierung wird nämlich angegangen, der hiesigen Gemeindeverwaltung die Genehmigung zum Bau der Synagoge zu versagen, da der Bau die Steuerlast der Gemeindemitglieder außerordentlich erhöhen würde. Nun hat aber unser Vorstands-Vorsitzender vor längerer Zeit in einer gedruckten Denkschrift nachgewiesen, daß diese Befürchtung grundlos sei, indem die zu erhebende Kultussteuer, welche bisher 45—50% der Staats-Einkommensteuer betrug, 57% nicht übersteigen würde, so daß die Mehrbelastung nicht allzu drückend wäre, während der Synagogennot in unserer Gemeinde abgeholfen sein würde. Wie verlautet, beabsichtigt eine Anzahl Gemeindemitglieder, die die Sachlage erfaßt haben, ihre Unterschrift zurückzuziehen. Diesem Beispiele werden hoffentlich auch alle folgen, deren Bescheidenheit nicht etwa so weit geht, daß sie die Entbehrung eines Gotteshauses mit Heldenmut ertragen und sich schon damit begnügen, wenn für ihre sonstigen Genüsse gesorgt ist. — Die Chewra kadischa hielt am Dienstag ihre diesjährige Generalversammlung ab, die von 41 Mitgliedern besucht war. Der Vorsitzende teilte mit, daß während des letzten Vereinsjahres drei Mitglieder verstorben und 31 neu hinzugetreten seien, so daß der Verein jetzt aus 256 Mitgliedern besteht. Die zur Prüfung der Einnahmen und Ausgaben ernannte Kommission hatte dem Vorstande schriftlich Entlastung erteilt.

? **Frankfurt a. M.**, 20. November. (Wie Direktor Hirsch die Adaß Jeschurun schützt.) Die vorletzte Fortsetzung der durch Ihre Artikel: „Von Hirsch bis Breuer“ angeregten Polemik des Direktor Dr. Mendel Hirsch: „Samson Raphael Hirsch und die Israelitische Religionsgesellschaft zu Frankfurt a. M.“ enthält einen Passus, welcher hier, besonders in *orthodoxen* Kreisen, hochgradige Aufregung hervorgerufen hat. Dieser Passus lautet: „Die Kanzel der Hauptsynagoge und die Realschule der Gemeinde stehen *ausgesprochen* im Dienste des *entschiedensten Abfalls* vom Gottesgesetze, jetzt wie damals.“ Wäre nicht Direktor Hirsch der Verfasser des Artikels, so könnte man hier Gewissenlosigkeit und Leichtsinn annehmen. Denn liest man die angeführte Behauptung

aufmerksam durch, so sagt sie: „Die Gemeinde habe es „ausgesprochen“, sie wolle den entschiedensten Abfall vom Gottesgesetze, und in den Dienst dieses Abfalls habe sich jetzt wie damals die Kanzel der Hauptsynagoge und die Realschule der Gemeinde ausgesprochen gestellt.“ Also der Rabbiner der Hauptsynagoge und die Leiter der Realschule sprechen es jetzt noch aus, sie wollen und erstreben „den entschiedensten Abfall vom Gottesgesetz.“ — Das ist — wir bitten die Leser den Ausdruck zu entschuldigen, allein wir finden keinen andern — eine Lüge. Der Rabbiner der Gemeinde, Herr Dr. Plaut, hat ebensowenig wie Herr Direktor Dr. Bärwald oder einer der Lehrer der Realschule es ausgesprochen, sie stünden im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetze. Und Herr Direktor Hirsch weiß, daß das, was er gesagt hat, eine Lüge ist. In der hiesigen Orthodoxie hat dieser ganz unqualifizierbare Ausfall gegen die Gemeinde wie gesagt das peinlichste Aufsehen erregt. Man ist umsomehr empört über diese Verleumdung, als man von unserem Rabbiner, Herrn Dr. Plaut, das Gegenteil weiß. Er hat gerade im Gegenteil bisher seinen Einfluß in konservativem Sinne geltend gemacht. Er hat es beispielsweise durchgesetzt, daß der hier seit Jahrzehnten eingewurzelte dreijährige Zyklus abgeschafft und der traditionelle einjährige wieder eingeführt wurde. Steht das „im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetz“? Herr Dr. Plaut hat eine Religionsschule gegründet, in welcher die Kinder von Kreisen, die dem jüdisch-religiösen Leben ganz entfremdet waren, jetzt hebräischen Unterricht erhalten, und bewirkt, daß Mittel für diese Schule von der Gemeinde bewilligt wurden. Steht das „im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetz“? Aus dem Privatleben des Dr. Plaut ist nie etwas bekannt geworden, was irgendwie gegen das „Gottesgesetz“ verstößt, dagegen weiß man das Gegenteil von ihm, z. B. daß er alljährlich eine „Sukka“ in seinem Hofe aufstellen läßt, die während des ganzen Laubhüttenfestes regelmäßig benutzt wird. Und das thut er nicht etwa als Konzession gegen die Frankfurter Orthodoxie, sondern er hat seine „Sukka“ schon aus Karlsbad mitgebracht. Ist es nicht eine arge Verleumdung, von einem solchen Manne zu sagen: die Kanzel, die er inne hat, stehe „ausgesprochen im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetze“? Herr Dr. Plaut hat, trotz seiner angestrengten Amtsthätigkeit, den allsabbatlichen Jugendgottesdienst eingerichtet; er ist es, der dafür gesorgt hat, daß die israel. Strafgefangenen in Preungesheim streng rituelle Verpflegung erhalten; kann man von diesem Manne sagen: seine Kanzel stehe „ausgesprochen im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetze“? In den orthodoxen Kreisen, die nicht in das Hirsch-Breuersche Horn blasen, ist man der Meinung: Direktor Hirsch habe gedankenlos auf Dr. Plaut gezielt, aber Dr. Horowitz treffen wollen. Direktor Hirsch fürchtet für die Existenz der Religionsgesellschaft, weil sie durch — Dr. Horowitz thatsächlich überflüssig geworden ist. Diese Ueberflüssigkeit zu widerlegen, ist ja die ganze Tendenz der qu. Artikelserie. Ihm, dem Direktor Hirsch, kommt es nun hauptsächlich darauf an, Herrn Dr. Horowitz in den Augen der Orthodoxie zu diskreditieren. Da er das aber direkt nicht kann, da Dr. Horowitz und seine Synagoge und Schule notorisch eben so streng auf Grundlage des Schulchan-Aruch bestehen, wie die Adaß Jeschurun, so sucht er es indirekt zu thun, indem er die Hauptgemeinde, in deren Dienst Herr Dr. Horowitz ja steht, als „ausgesprochen im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetze“ hinstellt, was soviel bedeuten will, als auch Herr Dr. Horowitz stehe indirekt „im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetz.“ Nein, nicht Dr. Plaut, sondern Direktor Hirsch zeigt in seiner Schmähung, daß er vom Gottesgesetze abgefallen ist; denn nach den Worten unserer Weisen ist Wahrheit (אמת) das Siegel Gottes; Dr. Mendel Hirsch aber hat mit dem oben festgenagelten Satze die Unwahrheit verbreitet.

m. **Köln**, 22. November. (Der Abbröckelungsprozeß) in dem Verbande der Litteraturvereine, die Emanzipation von den Berliner Litteraturreisenden beginnt, — eine Folge der nach dieser Richtung hin geführter Polemik in Ihrem gesch. Blatte. Von bekannter, wenn auch nicht genannter Seite wird hier für die Abzweigung der Litteraturvereine im Rheinlande von dem Verbande in Berlin und für die Gründung eines besondern rheinischen Verbandes mit dem hiesigen Verein an der Spitze eifrig agitiert. Zündender als der Appell an den Lokalpatriotismus wirkt hier der Hinweis auf die hohlen Reden, welche im hiesigen Vereine gehalten werden und die nicht besser werden durch den Umstand, daß man die Redner weit her verschreibt. Die Propaganda ist so stark, daß ein in einem Vorort von Köln erscheinendes Blatt den Mut hat, über diese Frage einige Artikel aufzunehmen. Diese sind ja nur ein schwacher Aufguß auf die in Ihrem Blatte vor etwa einem halben Jahre erschienenen essenzreichen Aufsätze über die Litteraturvereine, aber besser ein Aufguß als gar nichts Genießbares.

Dörnigheim, 23. November. (Ein Streit um eine Gedenktafel) ist in unserem stillen Orte entstanden. In der hiesigen Kirche sollte auf Anregung unseres Bürgermeisters eine Tafel aufgehängt werden, welche die Namen unserer Bürger enthält, die an dem Kriege 1870/71 teilgenommen haben. Unter den Kriegern, die solchermaßen verewigt werden sollten, befinden sich auch zwei Juden, deren Namen anzubringen der Pfarrer untersagte. Nun ist dieser seitens des Landrats in Hanau aufgefordert worden, die Gedenktafel, wie sie vom Bürgermeister übergeben wurde, d. h. mit den beiden jüdischen Namen, in der Kirche aufzuhängen, was auch geschehen. Freilich hatten die christlichen Krieger unseres Städtchens beschlossen, lieber auf die Errichtung der Tafel zu verzichten, als zuzugeben, daß zwei ihrer Kameraden gekränkt würden. Die beiden Juden aber, deren Namen in unserer Kirche zu lesen sind, heißen: Löser und Wolf Steigerwald.

U. **Hamburg**, 23. November. (Unsere „Großen“.) Sehr geehrter Herr Redakteur! In der letzten Nummer Ihrer Zeitung berichtet Ihr hiesiger Korrespondent über die Ehren, welche dem Präsidenten der Bürgerschaft, Herrn Siegmund Hinrichsen anläßlich seiner 25jährigen Zugehörigkeit zur Bürgerschaft von allen Seiten erwiesen worden sind. Wenn durch die Mitteilung gezeigt werden sollte, wie man in Hamburg einen Juden ehrt, so muß leider gesagt werden, daß das Judentum durchaus keine Veranlassung hat, auf Herrn H. als Juden stolz zu sein. Der Mann ist eben „leider“ Jude, er weist

aber alles, was ihn auch nur noch im entferntesten mit Judentum in Verbindung bringen könnte, ängstlich von sich ab. Für ihn und seinen Freund, den bekannten, ihm geistig weit überlegenen Anwalt Dr. Albert Wolffson giebt es nur Menschen, keine Juden, und die Juden als Juden haben für diese Menschen gar kein Interesse. Wenn Männer von solchem Einfluß treu zum Judentum halten würden, wie manches ließe sich dann hier erreichen, wo der Antisemitismus, namentlich unter den Gebildeten, eine Höhe erreicht hat, die man noch vor wenigen Jahren einfach für unmöglich gehalten hätte! Statt dessen ist der Einfluß, den diese beiden Männer auf ihren Kreis, so weit er aus Juden besteht, ausüben, ein geradezu unheilvoller, denn in diesem ganzen Kreis werden alle Kinder getauft, sie sollen nicht dereinst erwachsen, mit dem Fluch des Judentums belastet, abseits stehen von den Aemtern und Würden, die ihnen als Juden verschlossen sind! Von der Zahl der so glücklich gemachten Kinder macht man sich schlechterdings keine Vorstellung, da die Eltern meistens zu — vorsichtig sind, diese Verbesserung ihrer Nachkommenschaft bekannt zu machen; ich halte sie aber für erschreckend groß und möchte die Bedeutung dieser charaktervollen elterlichen Leistung nicht unterschätzen. Als charakteristisch für den in jenen Kreisen herrschenden Geist mag die Thatsache gelten, daß man den unlängst verstorbenen, rühmlichst bekannten Dr. Isaak Wolffson, den einstigen Vorsteher der jüdischen Gemeinde, auf dem konfessionslosen Friedhof beerdigt hat, einem Teil des allgemeinen Friedhofs in Ohlsdorf, auf dem natürlich nur Namen wie Cohen, Samuel, Goldstücker und ähnliche zu finden sind. Die Ehrung des Herrn H. als einen Juden zu erwähnen, war das denkbar schlechteste Beispiel, auf solche Mitkämpfer darf das Judentum gern verzichten. (Wir haben natürlich die Sachlage nicht gekannt. Red.)

l. **Reiskirchen bei Gießen**, 23. November. (Konfessioneller Friede in — Hessen.) Vor einigen Tagen feierte das Israel Löwenbergsche Ehepaar die silberne Hochzeit, aus welchem Anlaß der Kriegerverein, dem der Jubilar mit nur noch einigen Glaubensgenossen als Krieger aus der Glanzzeit Deutschlands 1870/71 angehört, einen Lampionszug mit Musikbegleitung veranstaltete. Der Jubilar gedachte in splendider Weise der Ortsarmen und erhöhte dadurch den konfessionellen Frieden, der hierzulande eine seltene Erscheinung geworden ist.

⚔ **Karlsruhe**, 23. November. (Aus der Schule geplaudert) hat der frühere Drucker des hiesigen antisemitischen Organs, Herr Chr. Faaß. Er erläßt eine öffentliche Erklärung, worin er konstatiert, daß er schon seit Oktober v. J. nicht mehr öffentlich für diese Partei aufgetreten sei; er habe es satt mit Leuten zusammenzuarbeiten, die in moralischer Beziehung auf einem Niveau stehen, das auf Anstand und Anständigkeit keinen Anspruch mehr erheben könne. Jetzt darf man begierig sein, was die „leitenden Herren" zu dieser Bescheerung ihres ehemaligen hoffnungsvollen Adjutanten sagen werden. Das hiesige antisemitische Organ, die „Wacht am Rhein", wird demnächst auch wieder in andere Hände übergehen und zwar an Heidelberger Antisemiten. Der jetzige Besitzer Reuther, der früher in Heidelberg thätig war, beabsichtigt nämlich wieder nach Norddeutschland zurückzukehren, wo ihm mehr Lorbeeren winken, als bei den bösen Badensern.

B. **Wien**, 23. November. (Jüdische Handwerker.) Zum Beweise, wie wenig die Behauptung, „die Juden" hielten sich dem Handwerk fern, wahr ist, diene folgende Bekanntgabe des „Vereins zur Beförderung der Handwerke unter den inländischen Israeliten": Der enorme Andrang von Knaben, welche sich aus allen Ländern der österreich-ungarischen Monarchie um Aufnahme an den Verein wenden, und die großen Auslagen, welche die Bekleidung und Versorgung des dermaligen Standes von mehr als 800 Zöglingen erfordern, haben den Vorstand des Vereins zum Beschlusse genötigt, die Aufnahme von Knaben während der Monate Dezember und Januar zu sistieren.

n. **Brünn**, 12. November. (Maßregelung.) Die Stadthalterei löste den hiesigen Verein deutscher Techniker „Sudetia" auf, weil dieser die jüdischen Hörer nicht für satisfaktionsfähig erklärte.

♂ **Budapest**, 22. November. Kaum ist das „freie Israel" entstanden, beschäftigt es schon die Gerichte. Im „Egyenlöség" wurden die „Freien" scharf angegriffen; es hieß da, daß diese Anhänger aus jüdischen Fleischhauern bestehen, die sich der Aufsicht, die ihnen seitens der jüdischen Gemeinde zuteil wird, entledigen möchten. Der Gründer der Vereinigung, Dr. Josef J. Kondor, angeblich ein früherer Rabbiner, ließ gegen die Redaktion des „Egyenlöség" einen Preßprozeß anstrengen. — Der Herrmannstädter Landmann Joachim Radoi hat vor Jahresfrist an eine Straßenecke ein großes Gemälde ausgehängt, welches in grellen Farben die Fabel vom Tisza-Eszlárer Ritualmorde veranschaulichte. Dem Gemälde fügte er die Erklärung bei, daß die Juden das Blut von Christen unbedingt zu religiösen Zwecken benötigen. Der Gerichtshof erblickte jedoch in dieser „finnreichen" Erklärung eine Aufreizung gegen die israelitische Konfession und verurteilte den Radoi zu 10 fl. Geldstrafe und zwei Wochen Gefängnis.

---

* **Aus den Gemeinden.** Versetzt: Herr Lehrer Tobias von Czarnikau nach Löbau, W.-Pr. — In Riga feierte der Kantor der großen Synagoge, Herr Baruch Rosowski, am 11. d. M. sein 25jähriges Amtsjubiläum. Der Jubilar ist einer der ersten modernen Chasanim des Zarenreiches. Die Feier wurde in der Synagoge von dem greisen Rabbiner Pucher geleitet und am Abend durch ein Festessen fortgesetzt.

— Vakanzen. Bunde (Ostfriesland): Zum 15. 1. 97 unverh. deutsch. Rl., K., Sch. Fix. 900 Mk., fr. W., Heiz. u. Nbk. Meld. an G. Watermann. — Thalfang (Bez. Trier): Staatl. gepr. L., K., Sch. Fix. 950, Nbk. 200 Mk. u. fr. W. — Jakobshagen (Pomm.): Zum 1. 12. Rl., K., Sch. Eink. 12—1300 Mk. — Zirke (Posen): Sof. El., K., Sch., Kore. Eink. 16—1700 Mk., fr. W. u. Heiz. Meld. an den isr. Schulvorstand. — Neumarkt (Oberpfalz): Zum 1. 1. 97 Sch., Gem. Dien., Hilfsk. Fix. 800, Nbk. ca. 400 Mk. Meld. an J. Wolf. — Heidelsheim (Baden): Zum 1. 1. 97 Rl., K., Sch. Fix. 600, Nbk. 4—500 Mk. u. fr. W. Meld. an die Bezirkssynagoge in Bruchsal. — Inowrazlaw: Musik. 1. K. u. gepr. Rl. Fix. 2000 Mk., fr. W. u. Nbk. Reisk. d. Beruf.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.